FRÖSI

10/86

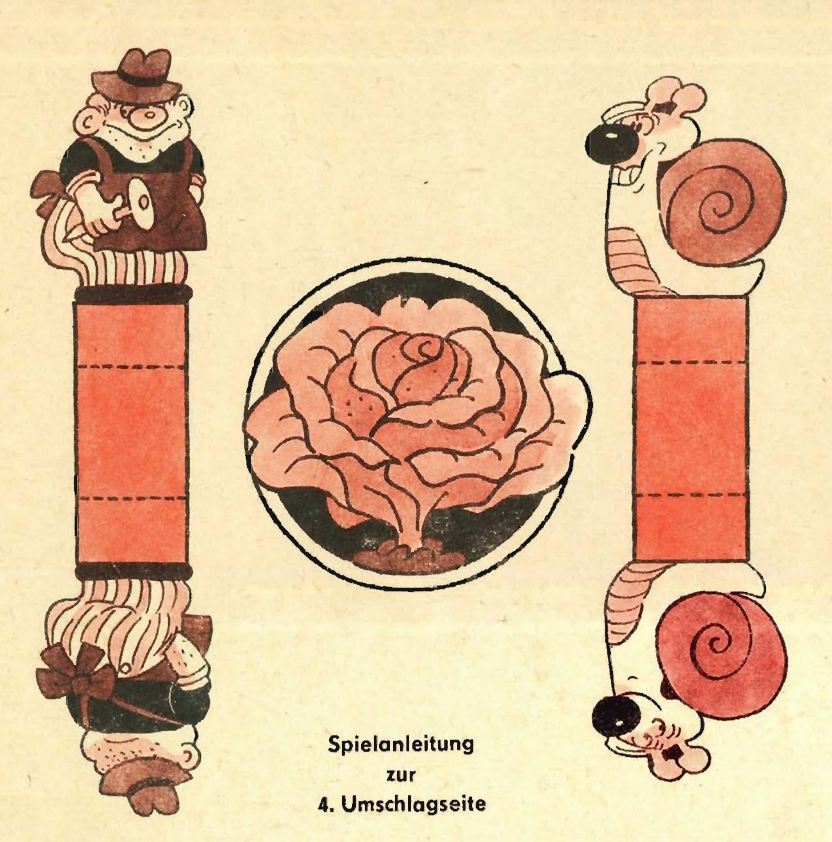
PIONIER-MAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR

PREIS 0,70 M

ISSN 0323-8806

Klemke 86

GÄRTNER und SCHNECKE



Spielanleitung
zur
4. Umschlagseite

Ein Spiel für 2 Personen. Schneidet die Spielfiguren aus, falzt sie an den gestrichelten Linien und klebt sie am Kopf zusammen. Der ebenfalls ausgeschnittene Kohlkopf wird zwischen die beiden Spielfelder mit der „29" gelegt. Nun benötigt ihr noch einen Würfel und los geht's.

Gärtner und Schnecke nehmen die Ausgangsposition ein. Abwechselnd wird gewürfelt und entsprechend der Augenzahl gesetzt. Der Mitspieler, der als erster den Kohlkopf durch einen direkten Wurf erreicht, darf ihn nehmen. Und nun wird es spannend, denn jetzt kommt es darauf an, den Kohlkopf dem anderen Mitspieler abzujagen und ihn in das eigene Haus zu bringen. Welchen Weg der „Kohlkopfbesitzer" einschlägt, ist egal. Der andere Spieler verfolgt ihn. Erreicht er das gleiche Feld, wechselt der Kohlkopf den Besitzer und der „Gejagte" wird nun selbst zum Jäger. Uber das Pflanzholz (13) kann die Spielrichtung gewechselt werden und gewonnen hat derjenige, der als erster, natürlich im Besitz des Kohlkopfes, sein Haus erreicht.

Zeichnung: Jürgen Günther

FRÖSI 10/86
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN



Wer ist nun wirklich der Einfallspinsel – Otto oder Alwin? Diesmal sind sogar zwei sachliche Fehler in unserer Bildgeschichte. Findet mindestens einen, schreibt ihn auf eine Postkarte und schickt sie bis 30. November 1986 an „Frösi", Kennwort: Leinen los!, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Poster und Bastelbücher von Otto und Alwin sind zu gewinnen.

Zeichnung: Jürgen Günter



Herbst-Sinfonie
Seid ganz still und folgt mir in diesen Wald. Lauscht den rauschenden Melodien der Herbstsinfonie. Gleich werdet ihr das liebliche Auf und Ab der Töne, den harmonischen Klang der Instrumente wahrnehmen.
In einer Sinfonie, wißt ihr, muß alles stimmen: jede Note, die kleinste Berührung einer Violinsaite, der feinste Hauch einer Stimme ...
Doch was ist mit unserer Herbstsinfonie? Mir scheint, ich habe da einige Mißtöne vernommen. Oder? Wahrhaftig, wenn mich nicht alles täuscht, gibt es in der Herbstsinfonie aus Blättern, Blüten und Pflanzen einige „Mißtöne“ und richtig schrille, wenn ihr mich versteht. Also, wie finde ich das?! Schnell, helft mir, sie zu suchen! Beeilt euch! Damit meine Sinfonie wieder harmonisch klingt.
Schreibt die zehn danebengegangenen „Töne“, also Dinge, die nicht in den Herbst passen, auf. Eine Postkarte, mit der Anschrift: Redaktion „Frösi“, Postfach 37, Berlin, 1056 und dem Kennwort: Herbstsinfonie genügt. Einsendeschluß ist unwiderruflich der 30. November 1986.
Ich danke euch! Korbine
Text: Lotti Simon, Zeichnung: Ulrike Braun

MEINE STARKE SEITE

Liebe Pioniere in der DDR!
Anläßlich des Internationalen Jahres des Friedens grüßen Euch die Pioniere aus dem Klub der Internationalen Freundschaft „Julius Fučik" in Pliečevce. Wir wollen, daß alle Kinder der Welt in Frieden leben, unter dem Himmel, dessen blaue Farbe durch keine dunkle Wolke des Krieges verhüllt wird.

Klub der Internationalen Freundschaft
Haus der Pioniere, Pliečovce, ČSSR

Wer schreibt dem Klub der Internationalen Freundschaft in Pliečovce?



Seit einiger Zeit besuche ich einen Tanzzirkel. Wir studieren lustige Tänze ein und machen Pop-Gymnastik.

Katrin Hoff, Altenburg, 7400

. . . und einmal im Jahr treffen sich die besten Schülertanzpaare der DDR zum Kampf um den „Frösi"-Pokal (siehe Foto).





Marita Smolinski aus Leps, 3401, fragt uns, was wir tun können, um den Wald und die Tiere zu schützen. Schreibt uns! Auch wenn ihr andere Fragen oder Meinungen habt, Probleme oder Wünsche rund um das Pionierleben. Wir warten auf eure Post. Denn diese Seite ist eure Seite. Neu in „Frösi" und wenn ihr wollt, jeden Monat!
Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", Meine starke Seite, Postschließfach 37, Berlin, 1056.
Interessante, lustige, originelle und spezielle Zuschriften werden veröffentlicht!

Unsere Klasse fuhr in das Ferienzentrum nach Ochsensaal. Wir wanderten, gingen baden und ruderten. Besonders gefiel uns die Wanderung nach Schmannewitz.

Die Pioniere der Klasse 7b,
Friedrich-Wolf-OS, Nünchritz, 8403.

„Erkundet die Natur, die Tierwelt und die Sehenswürdigkeiten unseres Landes." (Aus dem Pionierauftrag)

Über das Geschehen in der Welt sprechen wir jeden Mittwoch in einer Pause. Jeder Schüler bereitet sich darauf vor, indem er sich mit Hilfe der Aktuellen Kamera und der Tageszeitungen über wichtige Ereignisse informiert. Wir berichten darüber und diskutieren oft sehr lebhaft.

Diana Macher, Gera, 6500

Sehr gut! Welche Erfahrungen haben andere Gruppen?

Unsere Klasse will eine richtige Gemeinschaft sein. Unsere Lehrer helfen uns dabei. Sie sind alle nett; doch die Mathe-Lehrerin ist Spitze. Ihr Unterricht ist immer ein Höhepunkt. Dankeschön!

Mariet Rieke, Jüterbog, 1700

Zuverlässige Hilfe

Meine Freundin Patricia und ich boten einer älteren Frau unsere Hilfe an. Wir harkten den Weg und reinigten den Hof. Auch weiterhin wollen wir ihr helfen.

Ines Hanning, Melchow, 1501

Seit Jahren helfe ich unserer Nachbarin, Frau Kratsch. Sie ist jetzt 82 Jahre alt, wohnt allein und kann kaum laufen. Jede Woche am Dienstag und Freitag gehe ich zu ihr. Sie wartet dann schon auf mich. Zuerst kaufe ich ein, dann hole ich Holz und Kohlen aus dem Keller. Manchmal wische ich Staub an solchen Stellen, die Frau Kratsch nicht erreichen kann.

Thomas Frohberg, Freiberg, 9200

Timurs gibt es überall in unserem Land. Besonderen Spaß macht es, wenn man heimlich hilft – so wie Timur und sein Trupp!

Woher kommen eigentlich die lustigen Figuren Otto und Alwin und seit wann gibt es Emmy?

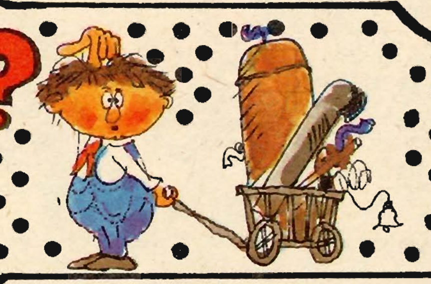
Mandy Schauer, Lomnitz, 8101

Otto und Alwin kommen aus Dresden. Im Atelier unseres Zeichners Jürgen Günther wurden sie 1975 geboren. Emmy feiert im Januar 1987 ihren vierten Geburtstag, und darauf freut sich auch ihr Vater Horst Alisch.

Unsere Klasse besuchte das Kreisgericht. Wir erhielten einen Einblick in die Arbeit der Gerichte und wurden mit vielen Gesetzen bekanntgemacht. Unsere Gesprächspartner antworteten sehr interessant und anschaulich.

Katrin Hoff, Altenburg, 7400

Vielleicht auch ein Tip für euren Pioniernachmittag!





Ich sammle Abzeichen und habe schon viele zusammengetragen.

Nicole Lodke, Berlin, 1071

Ein interessantes Hobby! Und welches habt ihr?

Warum ist Mathematik eine Naturwissenschaft? – Weil man in der 1. Klasse mit Äpfeln rechnen muß!

Wir lachten mit
Nicole Appel, Breese, 2901





Zeichnung: Andreas Strozyk
Foto: Werner Popp
Redaktion: Annette Schlegel/Frank Frenzel

Gefragt sind Fragen

Fensterputzen mit Fett?

Ganz so einfach ist es allerdings nicht. Aber die Chemie kann geradezu zaubern. Ihr gelingt es, durch oftmals nur geringe Wandlungen im Molekülaufbau von Ausgangsstoffen die Eigenschaften drastisch zu ändern.
Bereits 2500 vor unserer Zeitrechnung finden wir auf Tontafeln eines der ältesten Rezepte der Chemie, nämlich die Wandlung von tierischen oder pflanzlichen Fetten durch Kochen mit wäßrigen Extrakten aus Holzkohlenasche zu Seifen. Damit gehört die Seife zu den ältesten und notwendigsten Kulturgütern der Menschheit. Die sogenannte Seifensiederkunst wurde bis in das vergangene Jahrhundert durch eine besondere Zunft auf der Grundlage der angesammelten Erfahrungen betrieben.
Trotzdem wurden mit ihr bereits viele Bedürfnisse der Reinigung von Körper und Wäsche erfüllt.
Der Massenverbrauch an „natürlicher" Seife wird seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts stark gefördert, seit die Chemie in der Lage war, billige Alkali, z. B. 1820 die Leblanc-Soda, herzustellen. Hier sind wir bereits bei zwei Stoffklassen, die unerläßlich zur Herstellung von Seifen sind: Fette und Alkalien. Mit der leichteren Verfügbarkeit verschiedener Seifen wurden für sie neue Einsatzgebiete erschlossen. Bald war sie unerläßlich zur Entfettung von Wolle, damit ein gleichmäßiges Aufziehen der Farben auf die Gewebe ermöglicht wurde. Durch die Aufklärung des allgemeinen Wirkungsprinzips der Seife und die Nutzung neuer Möglichkeiten der Synthesechemie entwickelte sich die Seifenherstellung von einem Handwerk zu einem der wichtigsten Zweige der Chemieindustrie, der heute im Produktionsumfang der organischen Chemie den zweiten Platz nach den Plasten einnimmt.
Was sind nun die Möglichkeiten der Synthesechemie, und worauf beruht die Wirkung der Seifen oder wie man heute allgemein sagt, der grenzflächenaktiven Stoffe oder Tenside? Rohstoffe sind neben den natürlichen Fetten, wie das der Kokospalme, in großem Umfang Erdöle. Erdölkohlenwasserstoffe werden durch chemische Addition oder Substitution von Gruppen, die das Molekül wasserlöslich machen, wie z. B. den Resten der Schwefelsäure, in die Tenside überführt. Wasserunlösliche Ausgangsstoffe, die sich wie Fette verhalten, werden durch einen Kniff der Chemie zu Stoffen, die stark reinigen, schäumen oder auch Öl in Wasser fein verteilen, wie wir es z. B. bei der Hautcreme finden.
Die Wirkung der Tenside beruht immer darauf, daß ihre Moleküle eine wasserunlösliche Kette und eine wasserlösliche Gruppe enthalten.



Das führt dazu, daß die zunächst in Wasser gelösten Tenside die Tendenz haben, ihre wasserunlösliche (hydrophobe) Kohlenwasserstoffkette an der Oberfläche des Wasser anzureichern und zu orientieren, so daß die hydrophobe Kette in Form einer Bürste aus dem Wasser herausragt. Dadurch sinkt die Oberflächenspannung des Wassers; es beginnt zu schäumen, es benetzt fettige Scheiben oder löst das Fett aus schmutzigem Geschirr.
Für viele Gebiete der Volkswirtschaft sind Tenside unerläßliche Hilfsstoffe geworden: Wasch- und Reinigungsmittel und weitere Erzeugnisse der Haushaltchemie, Industriereiniger, Dispergatoren für Anstrichstoffe, den Straßenbau, der Lebensmittelindustrie, der Textilveredlung, der Kosmetik und bei der Herstellung von Kunststoffen und in der Biotechnologie.
Dies sind nur einige wenige Einsatzgebiete. Ständig steigt ihr Umfang und damit auch die Forderung nach besseren Herstellungsverfahren und der vertieften Forschung zur Aufklärung ihrer Wirkungsweisen.

Prof. Dr. Günter Kretzschmar

Schäferstündchen im Unterricht

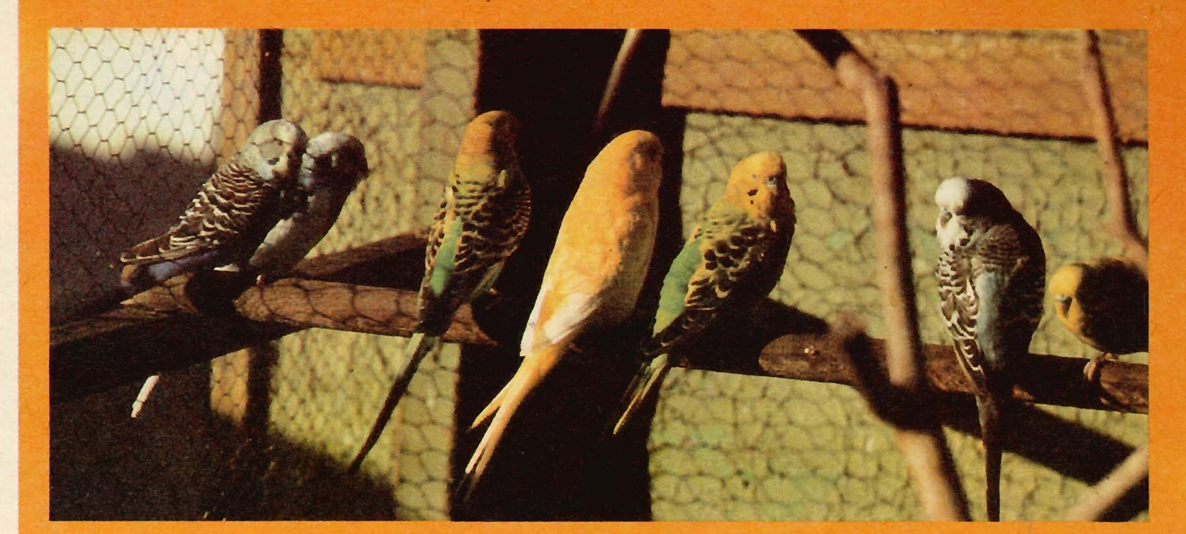
In einer AHA-Sendung berichteten Claudia Wegerich und Mario Kockisch, Schüler der Klasse 6 der Wilhelm-Schneller-Oberschule Kalkreuth, wie sie sich auf das Leben vorbereiten.
An ihrer kleinen Landschule zwischen Großenhain, Meißen und Moritzburg wird gut gelernt und produktive Arbeit geleistet. Die Großeltern beider Pioniere gehörten zu den Bauern und Landarbeitern, die 1949 den ersten Schulneubau der DDR errichteten. Claudias Mutter und Marios Eltern legten als Schüler mit dem Schulkollektiv den Schulgarten an und gestalteten das ehemalige Feld rings um das Schulhaus zu einem vier Hektar großen Park mit Sportplatz, Pausenhof, Teichanlage, Appellplatz, mit Blumenrabatten, Blütengehölzen, Bäumen und Sträuchern, mit Sitzecken und Spielplätzen. Seit Eröffnung der Schule sind mehr als 35 Jahre vergangen. Die Tradition wird fortgesetzt, daß alle 300 Schüler gute Taten für das Pionierobjekt Nr. 1 vollbringen. Claudia und Mario erhielten damals in der AHA-Sendung ein Jungschaf geschenkt. Es kam zu den anderen „Schul"-Schafen und wurde von den jungen Schäfer-Pionieren der Klassen 3 bis 6, die sich in einer Arbeitsgemeinschaft treffen, gut betreut. Die



Tiere werden in einem fahrbaren Schafpferch, einem geräumigen Maschendrahtgehege gehalten der täglich mehrmals auf neue Futterflächen gerückt wird.
Alle Kalkreuther Schüler lieben ihren Schulgarten, sie produzieren Gemüse und Obst für die Schulspeisung oder zum Verkauf im Konsum, und sie ziehen Jungpflanzen groß von Gemüse, Blumen, Kräutern, Beerenobst für andere Schulgärten und für Kleinproduzenten.
Johannisbeersträucher neuer Sorten werden in der eigenen Baumschule vermehrt, Jochelbeeren versenden die Pioniere in die ganze Republik und verbreiten damit eine neue Obstart.
Die Schüler der Klassen 2 bis 10 lösen außerdem wissenschaftlich-praktische Untersuchungsaufträge bei der Produktion von Gemüse, Obst und Pflanzen. Dabei erhalten sie fachmännische Anleitung durch ihre Paten – wie Genossen Dr. Horst Müller vom VEG-S-Baumschulen Dresden – oder durch ehemalige Schüler, wie Klaus Herold, Produktionsleiter in der LPG Frühgemüsezentrum Dresden.
Die Klasse 2 erprobt verschiedene Aussaatzeiten von Gemüse und Küchenkräutern. Die Klasse 3 vergleicht Saat- und Pflanzmethoden bei Gemüse und ermittelt günstige Varianten. Die Schüler der Klasse 4 zeigen Sortenvergleiche von Gemüse und beobachten Reifezeiten und Erntequalitäten. Zur Ernteverfrühung erproben sie Flächenfolienabdeckung bei Kopfsalat und Mairettich. Die 5. Klasse betreut ein Feld mit Stabtomaten und demonstriert Bodenverbesserung durch Flächenkompostierung. Die Klasse 6 baut Gurken feldmäßig an und zieht im Gewächshaus Jungpflanzen groß. Die Pioniere der Klasse 7 vermehrten die Erdbeerneuzüchtung „Ostara", die als mehrmalstragende Sorte für Flächenanbau und als Ampel- und Kletterpflanze geeignet ist. Die FDJler der Klasse 8 pflanzen und beobachten Sortimentobst (wie Apfel-, Preisel-, Heidelbeere, Sanddorn, Holunder, Edeleberesche, Walnuß, Vitaminrose) und ermitteln die Anbauwürdigkeit auf Sandboden. Die FDJler der Klassen 9 und 10 führen ihre Untersuchungen während des fakultativen Unterrichts durch. Sie pflanzen und beobachten die aus Meristemvermehrungen hervorgegangenen virusbereinigten Steinobstgehölze, kontrollieren im Auftrag des Kooperationsrates der Landwirtschaftsbetriebe ihre Feldversuche mit Gras-Klee-Luzerne-Mischungen zur Intensivierung der Grünfutterproduktion. Gemeinsam mit den Genossenschaftsbauern pflanzen sie flurschützende Gehölze zur Gestaltung der Landschaft und zur Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit, im letzten Jahr auf drei Kilometer Länge 2 500 Gehölze. Sie setzen damit die Tradition der Kalkreuther Schule fort, daß jeder Schüler seiner sozialistischen Heimat nützt.
Jeder zweite oder dritte Kalkreuther Schulabgänger ergreift einen landwirtschaftlich-gärtnerischen Beruf.

Studienrat Konrad Zeller

Zeichnungen: Winfried Warmke
Fotos: Hilmar Schubert



HEIMTIERZOO

Was muß ich tun, damit mein Wellensittich zahm wird und spricht?

Susann Retzlaff, Halle, 4020

Ein zahmer Wellensittich ist schön, aber um das zu erreichen, braucht man viel Zeit, Ruhe und Geduld. Deshalb ist es notwendig, sich täglich intensiv mit ihm zu beschäftigen. Immer wieder den Finger in den Käfig halten und beruhigend auf den Vogel einreden ist empfehlenswert, dabei seinen Namen oft wiederholen, ohne Tonband. Wenn ein Wellensittich krank ist, sitzt er müde und aufgeplustert im Käfig. Das Sprechen stellt er ein.

Kann man einen Wellensittich mit einem Goldhamster in einem Zimmer halten?

Tino Schmidt, Plaue, 1803

Ja, Wellensittich und Goldhamster kann man in einem Zimmer halten.

Muß man Wellensittichen den Schnabel abschneiden, wenn er zu lang ist? Was kann ein Wellensittich alles fressen? Nach wieviel Tagen kann ein Wellensittich aus dem Käfig kommen? Kann man das Alter eines Wellensittichs erkennen. Wenn ja, woran?

Heike Zimmermann, Eberswalde-Finow 1, 1300

Die vielen Fragen sind leider nicht in Kurzform zu beantworten. Dennoch einige Tips. Den zu langen Schnabel bitte von einem Tierarzt abschneiden lassen. Als Futter eignet sich die Mischung für Wellensittiche, die im Fachhandel angeboten wird. Als Weich- und Grünfutter am besten Salat, Vogelmiere, Möhren, Äpfel. Hirsekolben, Vogelbiskuit und ein Stein zum Schnabelwetzen sind auch notwendig. Außerdem sind als Vitamingabe Weidenzweige und Obstbaumzweige mit jungen Knospen sehr geeignet. Nach ein bis zwei Wochen darf man den Wellensittich ruhig schon einmal herauslassen.

Das Alter ist kaum zu bestimmen, es sei denn, er trägt einen Ring, wo die Jahreszahl eingraviert ist.

Was kann man gegen das Schnarchen meines Wellensittichs tun?

Sylke Otto, Berlin, 1020

„Frösi" rät, mit dem Vogel zum Tierarzt zu gehen, denn es könnte sich um eine Kropfschleimhautentzündung handeln. Auf jeden Fall ist es sicherer, sich Gewißheit zu holen, denn dann sind auch Medikamente nötig.

Darf mein Meerschweinchen Gras fressen, welches draußen im Garten bei unter Null °C gepflückt wurde? Was ist gegen Haarausfall zu tun?

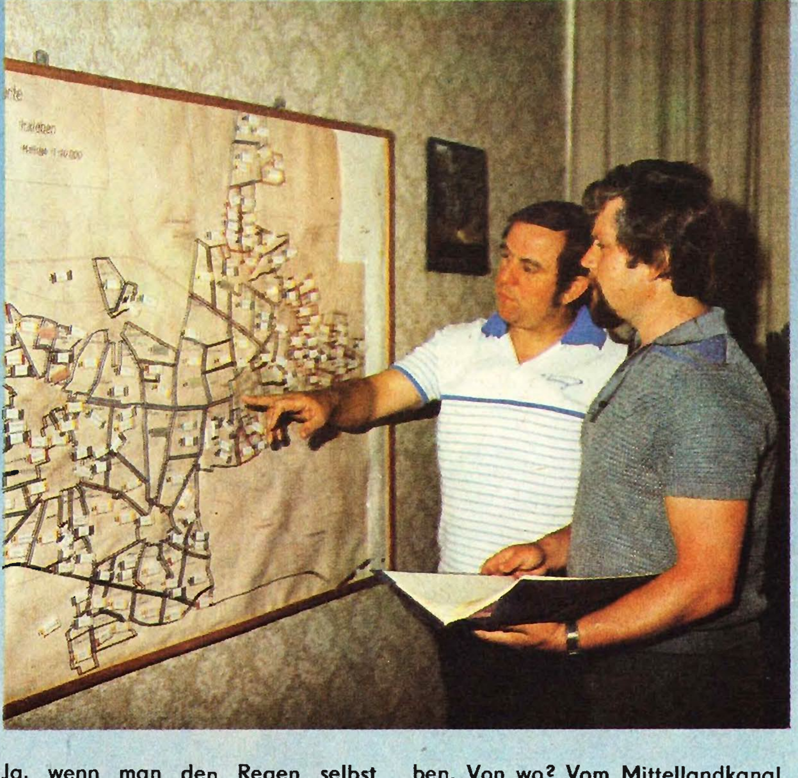
Anja Baske, Frankfurt/Oder, 1200

Nehmen wir zuerst die Frage nach dem Gras, wenn es draußen unter Null °C ist. Selbstverständlich kann man es füttern, auch anderes Futter, was im Garten wächst. Es ist nur vorher längere Zeit in ein warmes Zimmer zu legen. Aber nicht etwa auf den Ofen! Wenn man zum Beispiel im Herbst Salat aussät, dann treibt er schon zeitig grüne Blättchen. Diese nach dem Pflücken dann im Zimmer eine Weile wärmen und verfüttern. Der Haarausfall kann verschiedene Ursachen haben. Meerschweinchen wechseln hin und wieder ihr Haarkleid. Nur wenn sie andauernd und viel haaren, dann stimmt etwas nicht. Wichtig bei der Fütterung sind Pappel-, Weiden- oder Obstbaumzweige, die sind gut für die Zähne und decken den Mineralstoffbedarf. Ebenso wichtig ist täglich eine Handvoll gutes Heu. Vom Kraftfutter, wie Weizen, Haferflocken, Mais genügen täglich ein bis zwei Eßlöffel, Gemüseabfälle täglich eine bis zwei Handvoll. Im Sommer kommen dann noch Gras, Klee, Löwenzahn, Brennessel, Huflattich, Wegerich und andere Kräuter dazu, die man im Winter auch am Küchenfenster in Töpfen aussäen kann. Eine Scheibe ganz trockenes Brot täglich nicht vergessen. Du siehst, es ist eine Menge zu beachten.

Auf diese FRÖSI-Leserfragen antwortete Regina Lehmann

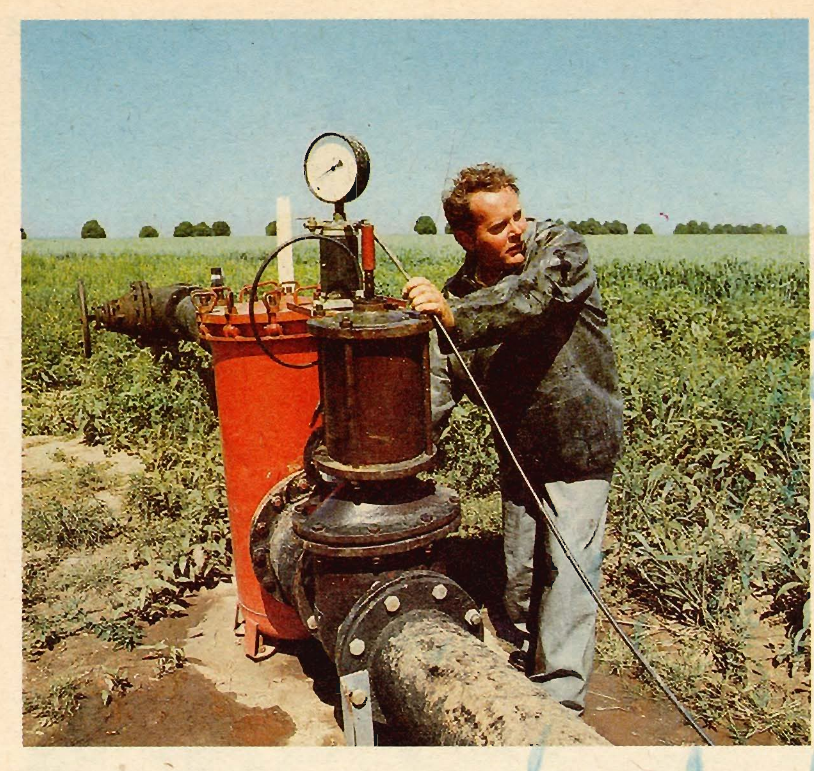
Foto: Hilmar Schubert

Geht es euch auch so? Der Pionierauftrag „An der Seite der Genossen – Immer bereit!" hat mich neugieriger gemacht.
Also: Ich, die Korbine, pirsche mich von nun an noch mehr an die Menschen ran, welche all ihre Kraft einsetzen, damit unser Leben mit jedem Tag schöner und lebenswerter wird. Überall in den Städten und Dörfern unseres Landes werde ich meine Ohren offenhalten, werde viele Fragen stellen, und alles, was ich sehe oder höre, werde ich aufschreiben für euch – ganz ausführlich.
Übrigens, ihr könnt mir helfen, indem auch ihr euch umseht und mir sagt, wie beispielsweise in eurem Heimatort, im Patenbetrieb, im Wohngebiet, in eurer LPG oder dem Volkseigenen Gut die Beschlüsse des XI. Parteitages der SED lebendig werden. Was dort getan wird, um unsere Republik noch reicher und schöner zu machen.
Doch zunächst mein erster Bericht aus Irxleben im Bezirk Magdeburg mit dem Titel:



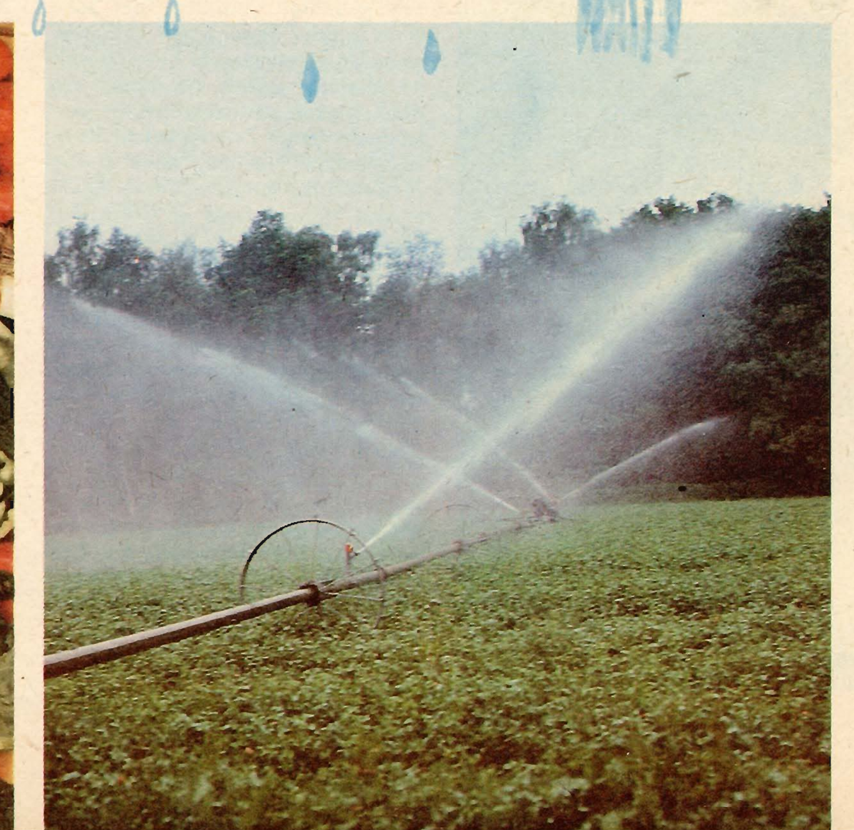
Regen auf Bestellung

„Irxlebener Bauern lassen es regnen, wann immer sie wollen." Diese Meldung las ich unlängst in der Tagespresse. Ein Witz? Natürlich nicht! Postwendend machte ich mich auf meine Hagebuttensocken und bin jetzt bestens informiert. Jedenfalls ist all das, was über die Irxlebener geredet wird, zumindest in puncto Wasser und Regen, die reinste Wahrheit.
Soll ich's euch erklären?
Also: Was hatten sich alle Kinder als erstes für die Ferien gewünscht? Blauen Himmel, Sonnenschein! Natürlich! Gut zum Baden und zum Bräunen. Das ist so klar wie der Umstand, daß ich Korbine bin. Doch die Pflanzen lieben nicht nur die Sonne. Sie wollen, sobald der Boden trocken wird, ihren Regen. Das haben sie mir geflüstert; denn nur mit dem Wasser erhalten sie die Nährstoffe, die sie brauchen, um gut zu wachsen und Früchte tragen zu können. Soweit so gut. Die Kinder sind also ein wenig traurig, wenn es regnet, die Bauern aber freuen sich, wenn es im Sommer öfter einmal naß wird. Allerdings lachen sie dann auch nur mit einem Auge. Das andere weint, weil sie um ihr Heu fürchten und um die Anwelksilage. Dieses Erntegut muß nach jedem Guß erst wieder trocknen. Das kostet Zeit und besser wird es auch nicht von dieser Prozedur.
Ja, wenn man den Regen selbst machen könnte, hörte ich die Pflanzenbauer vor 20 Jahren allerorts seufzen. In Irxleben und Rottmersleben seufzt heute keiner mehr. Jedenfalls nicht um den Regen. Hier macht man sich zusätzliche Regengüsse selbst. Im Klartext: Nun lassen es die Irxlebener Pflanzenbauer regnen, wann immer sie wollen.
Na, und? werden die „Experten" unter euch sagen. Das kann doch heute jeder. Stimmt. Aber nur, wenn er das notwendige Wasser hat. Die Irxlebener aber hatten keins.
Und beregnen nun doch? Klar, weil sie eben Köpfchen haben! Und sie sich nach langer, gemeinsamer Überlegung das Wasser geholt haben. Von wo? Vom Mittellandkanal. Dort bauten sie eine Pumpstation und fördern jetzt daß Naß in mehrere künstlich angelegte Seen. Einer ist der zentrale Speicher Anckendorf-Süd.
Den wiederum zapften die Bauern an – auf eine geniale Art: Sie legten die Leitung so, daß sie immer Gefälle hat. Wieder Köpfchen! So fließt das Wasser von ganz allein bis in einen teichgroßen Ausgleichspeicher bei Mammendorf. Über 3000 m³ faßt er. Die Pumpen, die dort arbeiten, können so immer und zu jeder Zeit aus dem vollen schöpfen. Sie drücken das Naß über ein unterirdisches Rohrleitungsnetz zu den Feldern, 18 000 Meter ist es



lang. Wolltet ihr es abschreiten, wäret ihr – einen guten Wanderschritt vorausgesetzt – drei Stunden unterwegs. Ehrlich, Leute, ich hab's versucht. Aber mit meinen kurzen Beinen – wie lange hätte ich da wohl gebraucht?
Jedenfalls kenne ich den Streckenverlauf. Immer an den Hydranten entlang, alle 100 Meter einer. An sie werden die rollenden Regnerleitungen angeschlossen. Davon gibt es zehn Stück. Jeder Strang ist um die 300 Meter lang und mit 10 bis 12 Regnern bestückt. Sie versorgen in zwei Stunden etwa einen Hektar mit Wasser, meist 30 mm. Das entspricht schon einem ordentlichen Gewitterguß. Na, staunt ihr nicht über meine fachmännische Ausdrucksweise? Tröstet euch, habe ich alles korrekt von den Irxlebenern notiert und für euch festgehalten.
Übrigens, die höchste Leistung bringen die sechs Großregneranlagen vom Typ „Fregat" (ich habe mich überzeugt!). Jede von ihnen überspannt mit ihren Rohren den Acker in fast einem halben Kilometer Länge. Sie dreht sich um einen Mittelpunkt, der zugleich auch Brunnenhydrant ist. Bei dem größten Tempo, zu dem sie fähig ist, beregnet sie in zweieinhalb Tagen 72 Hektar. Ohne wesentlichen Aufwand an Handarbeit.
Ich war plott und pudelnaß obendrein, weil ich meine Neugier wieder einmal nicht bezähmen konnte.
Aber natürlich werden die Riesenapparate nur in Bewegung gesetzt, wenn es die Pflanzen nötig haben.
Wann aber haben es der Blumenkohl, die Gemüseerbsen, die Speisemöhren und der Hopfen, die Rüben, das Getreide und das Feldfutter dringend nötig? Also, ich weiß das. Aus Erfahrung! Nämlich nicht erst, wenn die Blätter erschlaffen. Die Pflanzenbauern sagen, man kann es schon vorher erkennen, wenn man die Bodenfeuchte mißt, den Wasserbedarf der Pflanzen einschätzt. Er sei entsprechend ihres Entwicklungsstadiums, der vorherzusehenden Witterung, dem Wirken anderer Faktoren und ...
Ja, ich muß zugeben, ganz so einfach ist es doch nicht zu ermitteln, wann die Pflanzen zu dürsten beginnen.
Aber die Irxlebener haben's gepackt. Ihnen hilft eine elektronische Datenverarbeitungsanlage. Ja, ihr habt richtig gelesen. Sie, diese Anlage, wertet die genannten und noch viele andere Informationen aus und leitet davon, höflich wie eine Maschine nur sein kann, Empfehlungen ab, Empfehlungen, daß z. B. die Erbsen auf Schlag 7 heute ganz dringend und der Blumenkohl – eine halbe Million Köpfe – oben am Wald, morgen etwas zu „trinken" brauchen. Das macht sie sogar schriftlich. Auf dem Ausdruck können die Bauern dann lesen, welche Kultur zur Zeit wieviel Zusatzwasser braucht. Manchmal erscheint eine einfache Null. Dann ruhen die Sprenger auf diesem Feld, und die LPG spart Geld.
Meist aber arbeiten sie. Der Blumenkohl dankt das, indem er große Köpfe in IA-Qualität ausbildet. Mehr als doppelt soviel, als sonst üblich! Der Verkaufserlös füllt die Kassen – das freut alle Bauern. Das Geld nehmen sie, um der Bank den Kredit zurückzahlen.
Das Wichtigste aber ist, darauf sind sie besonders stolz, das Gemüseangebot für die Bevölkerung verbesserte sich.
Tja, was in Irxleben so los ist, das weiß ich jetzt aus dem Effeff. Nicht nur wann, wie und wo es dort regnet. Aber das natürlich vor allem. Ich wünschte nur, ich hätte solche Geräte, wie sie Irxlebener Pflanzenbauern besitzen, manchmal auch in meinem Wald. Meine Blaubeeren wären dann womöglich doppelt so groß. Wetten, daß ...

Eure Korbine



Text: Georg Martin
Fotos: Günter Jazbec (4), DEWAG-Werbung (1)
Zeichnung: Harry Schlegel

DER EINSAME HARLEKIN

Zum Bild des Monats

Niemand lacht. Und man erwartet doch wohl Spaß, wenn Harlekin und Pierrot die Bühne betreten, wie seit Jahrhunderten im französischen Karneval. Dieser Harlekin jedoch im eng anliegenden, blutrot-schwarz karierten Gewand, die Pritsche unter dem Arm wie ein Holzgewehr, in der Linken ein Büschel verwelkter Blumen, dieser Harlekin geht widerstrebend, wie geschoben, aus dem Augenwinkel mißtrauisch sein Publikum betrachtend, die Miene verschlossen – Maske. Er geht nicht – es zwingt ihn zu gehen: die Bühne eine Straße, eine Arena. Die Haltung eines Spaniers, der auf den Stier zuschreitet, eine kampfbereite Haltung. Der andere, Freundliche, Verbindliche, etwas Täppische: Pierrot im hellen lockeren Gewand, spaßbereit, ihn voranschubsend, ihn ermundernd, nach seiner Pritsche langend – er hat nichts mit dem ersten zu tun, es gibt nichts Verbindendes: der Harlekin nimmt ihn gar nicht wahr. Wer ist dieser Harlekin? Als Modell des Künstlers Sohn Paul. In Wahrheit aber stellt der Maler sich selbst dar: mißtrauisch, verkannt, verlacht, verspottet von einer Gesellschaft, die seine Kunst nicht begreift. In aller Öffentlichkeit einsam. Dennoch unbeirrt seinen Weg gehend. Der Künstler – ein Harlekin in kostbarer Dekoration? Bestellt zur Unterhaltung einer kunstfeindlichen Menge, die dennoch etwas haben will für ihr Geld?





Paul Cézanne, 1839 geboren, vor achtzig Jahren gestorben, der Sohn eines reich gewordenen Mannes, eines Unternehmers. Er bezahlte seine Unabhängigkeit als Maler mit Abhängigkeit von der Familie, verleugnete lange Zeit Frau und Kind, lebte ohne Freunde, ohne Bezug zur Zeit – nur mit den Farben. Allein in der Malerei fand er Glück und Qual, versuchte er, einer Wahrheit auf den Grund zu gehen, die niemand haben wollte. Ein schrulliger Einzelgänger? Ein verbissener Kämpfer? Mit gleichbleibendem Ernst gestaltete Cézanne Landschaften mit vielerlei Grün, Früchte, Gegenstände. Menschen wie Früchte, Gegenstände, Landschaften: starr, fest, unverrückbar, unzerstörbar. In unendlicher Mühsal modulierte er die Farbe, das Weiß des Pierrotgewandes in allen Tönungen, die Blumenmuster des Gobelinvorhanges, selbst das Graugrün des Bodens oder des Hintergrundes, versuchte er, „aus allem die Wahrheit herauszureißen."

In den Ausstellungen blieben seine Bilder unbeachtet, schlimmer: unverstanden. Sie entsprachen nicht dem Zeitgeschmack. Spott für den Harlekin. Siebzig Jahre später verkaufte man Cézannes Gemälde „Knabe mit roter Weste" für fast zweieinhalb Millionen Mark.

Erst in dem Jahr, als sein Vater starb, heiratete Cézanne die Mutter seines inzwischen vierzehnjährigen Sohnes, lebte auch dann nur selten mit ihr zusammen, nahm sich eine Haushälterin, blieb abhängig von seiner Mutter und seiner Schwester – lebensuntüchtig in einer Gesellschaft, in der das Geld regiert. Zwei Jahre später malte er in Paris dieses Bild, das Bild des einsam über die Kunstbühne stolzierenden Wahrheitssagers, der das Publikum, das er suchte, in seiner Zeit noch nicht fand.

Bernd Wolff

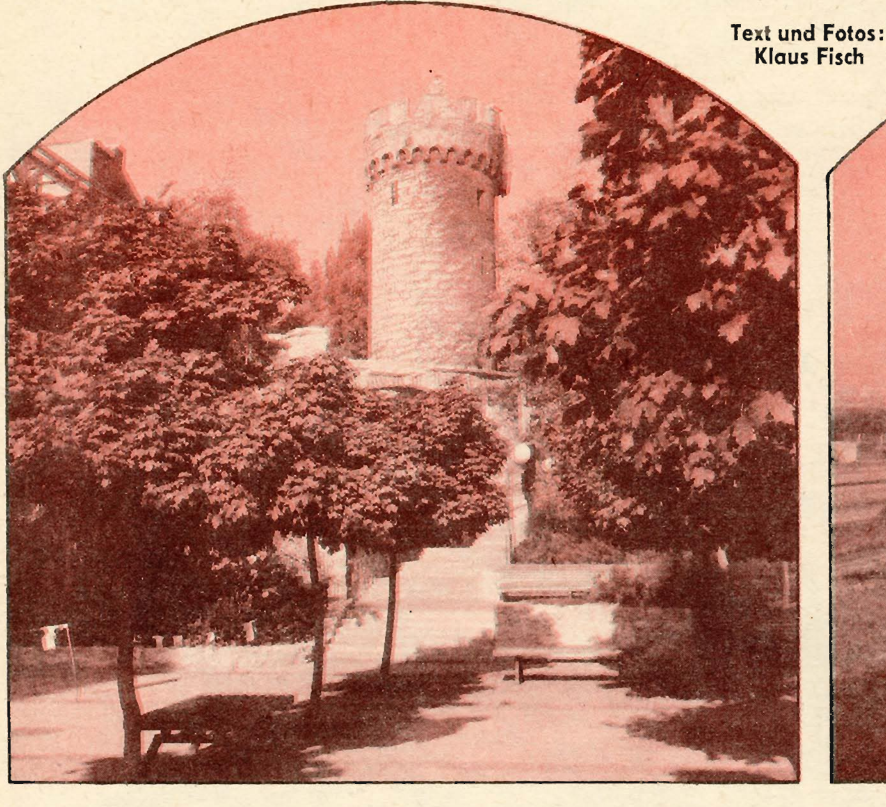
1. Paul Cézanne, „Knabe mit roter Weste"

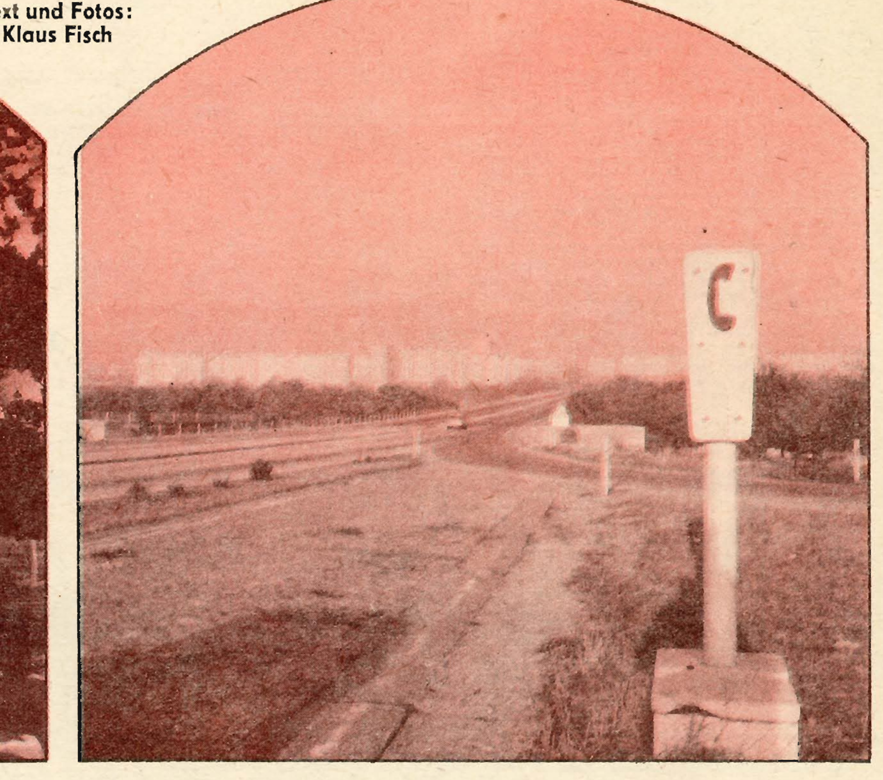
2. Paul Cézanne, „Der Viadukt im Arc-Tal"

Farbrepros: Werner Popp

Blick auf »JANI«

Text und Fotos:
Klaus Fisch





Was, ihr kennt mich nicht? Dann wird es aber Zeit. Hans von Jene ist mein Name, doch genannt werde ich „Schnapphans".
Ich befinde mich am Turm des Rathauses von Jena und bin Hauptfigur einer mittelalterlichen Kunstuhr. Entsprechend der Stundenzahl schnappe ich nach einer goldenen Kugel, die mir eine andere Figur mit einem Stock vor den Mund hält. Die Leute hier meinen natürlich, es wäre ein Thüringer Kloß.
Euch, liebe „Frösi"-Leser, lade ich heute zu einem Rundblick auf Jena ein. 750 Jahre hat die Stadt hinter sich gelassen. Aus einem Weinbauerndorf entwickelte sich eine sozialistische Großstadt.
Schon in mittelalterlicher Zeit, als viele Handwerksburschen wandernd durchs Land zogen, gab es in einigen Orten Thüringens Sehenswürdigkeiten. Diese mußte jeder Geselle kennen, wenn er beweisen wollte, wo er überall gewesen war. Ansichtskarten gab es ja noch nicht. Das Städtchen Jena an der Saale hatte sieben solcher Wahrzeichen, die im Lande bekannt waren: der Berg Jenzig mit seiner markanten, einmaligen Form; der Durchgang unter dem Altar der Stadtkirche – eine baugeschichtliche Seltenheit bis heute –, das Haus des Mathematikers und Astronomen Erhard Weigel, das voller naturwissenschaftlicher und technischer Merkwürdigkeiten steckte. Es gab da einen Personenaufzug, eine Wasserleitung, einen schwarz ausgemalten Schacht vom Erdgeschoß bis zum Dach, durch den man die Sterne gut beobachten konnte, und Herr Professor verblüffte gern seine Gäste, indem er Wasser in einen Trichter an der Wand schüttete und daneben aus einem Hahn ein Maß Wein laufen ließ. Das funktionierte nach dem Prinzip eines Heronsbrunnens gemäß dem Gesetz von den kommunizierenden Röhren.
Zu Jena gehörten aber auch ein grausiges Untier, ein Drache, den Studenten um 1600 gebastelt hatten; die Camsdorfer Brücke als Meisterleistung der alten Maurerzunft; ein weithin sichtbarer Bergfried, der Fuchsturm und schließlich ich selbst: der Hans von Jene, Teufel und Narr in einem.
Auch heute hat Jena viel zu bieten. Sein Ruf als bedeutendes Zentrum des wissenschaftlich-technischen Fortschritts ragt über die Landesgrenzen der DDR hinaus. Dafür sorgen vor allem das Kombinat VEB Carl Zeiss Jena mit dem Jenaer Glaswerk und die Friedrich-Schiller-Universität. Berühmt ist schließlich die Multispektralkamera geworden, mit der die Kosmonauten Waleri Bykowski und Sigmund Jähn unseren schönen Erdball fotografierten (übrigens nannte mancher 1978, als die Multispektralkamera und Genosse Jähn durch ihren Raumflug weltbekannt wurden, Jena auch scherzhaft „Jähna").
Einen Raumflug kann man nicht nur im Jenaer Planetarium nacherleben, wo der moderne Hauptprojektor „Cosmorama" rund 9000 Objekte des Fixsternhimmels, Sonne, Mond und Planeten zeigt. Bald ist das auch im Planetarium des Ernst-Thälmann-Parks der Hauptstadt möglich.
Johann Wolfgang Goethe kam sehr oft und gern nach Jena, das er sein „liebes, närrisches Nest" nannte. Gern blickte er auch zu mir, dem Schnapphans, herauf. Leider hat er mich nicht, wie den hier bedichteten Erlkönig, in der Weltliteratur verewigt.
Auch Schiller nicht, der in Jena neben anderen Werken den Dramenzyklus „Wallenstein" schuf.
Entlang der alten Stadtmauerreste, vorbei an Bauten der heutigen Zeit, gelangt man zu Haus und Garten Friedrich Schillers, heute eine ruhige, stimmungsvolle Gedenkstätte für den großen deutschen Dichter. In Jena arbeitete er als Universitätslehrer, war Professor der Geschichte. In dieser Stadt lernten sich Goethe und Schiller kennen, in den Mauern Jenas entstand am Ende des 18. Jahrhunderts ihre Freundschaft. Und ich will euch noch verraten, daß Schiller so seine Eigenarten gehabt haben soll: So konnte er Kochgerüche im Haus nicht leiden und ließ ein Küchenhäuschen am anderen Ende des Gartens bauen, denn auf Thüringer Klöße, Sauerbraten und Rotkohl wollte er nicht verzichten. Einst vor den Toren der Stadt gelegen, liegt der kleine Park mit Gedenkstätte (und Küchenhäuschen!) nun mittendrin und hat seinen Reiz bewahrt. Die Universität trägt Schillers Namen. Hier wird studiert und in enger Verbindung mit der Praxis geforscht, aber auch ein zünftiger Dixieland-Jazz gespielt.
Leider reicht der Blick von meiner Turmstube am Rathaus nicht bis nach Jena-Lobeda, wo viele der inzwischen 107 000 Einwohner zu Hause sind. Übrigens erhielt in Jena nahezu die Hälfte der Bürger seit 1971 eine neue oder modernisierte Wohnung.
Der Stadtteil Jena-Lobeda ist dank seiner landschaftlich schönen Lage und der angepaßten Architektur zu einem reizvollen Neubaugebiet der DDR geworden.
Gleich dahinter erheben sich die Berge und eine der vielen Burgruinen. Unten in der Stadt, in der „guten Stube" Jenas, wie der Marktplatz genannt wird, feiern die Jenenser und ihre Gäste diesen Monat rund um den Nationalfeiertag die 750. Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung von „Jani". Auch ich bin natürlich mittendrin, der Hans von Jene darf nicht fehlen, und ich schnappe nach wie vor jede Stunde nach der Kugel.
Wenn ihr also einmal in Jena seid, dann schaut zu mir herauf und winkt einmal!



Mit Buch und Gewehr

Reisenotizen aus dem Afghanistan des Jahres 1365 (1986) **Teil 1**

Die Demokratische Republik Afghanistan, die sich über 647 497 km² erstreckt (etwa das 6fache des Territoriums der DDR), ist ein multiethnischer Staat. Unter den 15,5 Millionen Einwohnern gibt es Paschtunen, Tadshiken, Usbeken, Hazara, Belutschen, Turkmenen, Kirgisen, Nuristaner, Pamiri, Afridi, Shinwar, Waziri, Inder u. a. Afghanistan, das sich im Inneren Asiens an den Felsenkämmen des Hindukusch ausbreitet, kann auf eine über fünftausendjährige Geschichte zurückblicken. Aufgrund seiner geographischen Lage war es ein Bindeglied zwischen den Kulturen Ostasiens und des Nahen Ostens. Teile Afghanistans wurden im Verlauf der wechselvollen Geschichte persischen und indischen Großreichen angegliedert. Im 13./14. Jahrhundert wurde es durch die Horden Dschingis-Chans verwüstet. Seit dem 18. Jh. setzten sich die afghanischen Völker erfolgreich gegen alle Versuche des britischen Kolonialismus zur Wehr, das Land zu unterwerfen. Vor allem der Existenz der Sowjetunion an seiner nördlichen Grenze verdankt Afghanistan die Festigung seiner Unabhängigkeit, die König Amanullah 1919 verkündet hatte. Zwar wurde 1973 die Monarchie gestürzt, doch erst der 27. April 1978 leitete eine historische Wende im Leben des Landes ein. Unter Führung der Demokratischen Volkspartei Afghanistans zogen patriotisch gesinnte Offiziere und Soldaten einen Schlußstrich unter jahrhundertelange Unterdrückung und Ausbeutung, unter erbarmungslose Willkür, Korruption und Gleichgültigkeit einer kleinen feudal-aristokratisch-bürgerlichen Clique gegenüber der Not des Volkes. Mit der Aprilrevolution wurde eine nationaldemokratische, antifeudale, antiimperialistische Entwicklung eingeleitet, die sich zunehmend sozialistisch orientiert. Afghanistan sieht sich langfristig der Lösung grundlegender sozialer, ökonomischer, kultureller und politischer Aufgaben gegenüber, die durch den dem Land vom Imperialismus und reaktionären Kräften der Region aufgezwungenen unerklärten Krieg wesentlich erschwert werden.



1

Basar in Kabul. Ein verwirrendes Bild, tausend Gerüche ziehen durch die Luft. Es duftet nach gebratenem Schaschlyk, nach frischem Fladenbrot, nach orientalischen Gewürzen und Obst. Es quirlt und brodelt, hupt und klingelt, laut werden die Waren angepriesen: Nüsse und Mandeln, Apfelsinen, Rosinen, Mehl und Mais, Erbsen, Bohnen, Geschirr, Töpfe, Teppiche, Seifen und Parfüm.

Es gibt auf diesem Basar in der Hauptstadt Afghanistans nichts, was es nicht gibt. Selbst Truthähne und Hühner spazieren zwischen den Händlern herum und werden zum Verkauf angeboten. Gassen und Gäßchen sind hoffnungslos verstopft. Der Milizionär auf der Kreuzung müht sich, mit Pfiffen und Gesten den Lkw einen Weg zu bahnen. Es ist Schwerstarbeit, die er zu leisten hat. Händler schieben lautstark ihre zweirädrigen Karren durch das Gewühl, bleiben stehen, nehmen erneut Anlauf. Ein Gepäckträger ächzt unter der Last von einem Dutzend Koffern auf seinem gekrümmten Rücken.

Indessen sitzen oder hocken die Händler links und rechts des Gewimmels gelassen neben ihren Waren. Aus schwarz- und weißbärtigen Gesichtern schauen sie auf den Käuferstrom. Sie haben gelernt, auf Kundschaft zu warten.

Im Haus der Heimat

Mit der Revolution von 1978 begann auch in Afghanistan ein neues Zeitalter: Die Bürde jahrhundertelanger Knechtschaft und Rückständigkeit wurde abgeworfen, das Tor zur Freiheit des Volkes geöffnet. Seither versuchen die inneren und äußeren Feinde Afghanistans mit Mord und Terror dem Neuen den Weg zu versperren.

In Kabul begegneten wir Hunderten Kindern, deren Eltern von der Konterrevolution ermordet wurden. Die demokratische Regierung Afghanistans hat den Waisenkindern ein Zuhause gegeben: das „Haus der Heimat".

Auf einem weitläufigen, sanft ansteigenden Gelände vor den Ausläufern des Hindukusch-Gebirges erhebt sich terassenförmig ein Komplex von zweistöckigen Häusern, in denen die elternlosen Jungen und Mädchen ein schönes Zuhause gefunden haben. Bei unserem Besuch empfangen uns Pioniere, die Hand grüßend an die Stirn gelegt. Sie tragen blaue Anoraks und Halstücher in den Landesfarben rot-grün-schwarz. Wuschelige gelbe und rote Anzüge haben die Kleinen, denen wir beim Spiel in den hellen, freundlichen Räumen zusehen. In Liedern und Gedichten fragen sie nach ihren Müttern und Vätern. Noch sind sie zu klein, um die Antwort zu verstehen.



2

Von Mariam Belutsch, einer jungen Erzieherin, erfahren wir einiges über das Schicksal der ihr anvertrauten Kinder. Sie nimmt den vierjährigen Qais auf den Arm. Seine Eltern und Geschwister wurden eines Abends von Banditen ermordet. Als das Verbrechen geschah, war der Junge drei Monate alt. Daß er noch am Leben ist, hat er allein dem glücklichen Umstand zu verdanken, daß er an dem bewußten Abend bei seinen Großeltern war. Auch der drei Monate alte Mireis, der noch in seinem Bettchen liegt, verlor auf diese Weise vor einigen Wochen seine Eltern.

„Seit vier Jahren", so sagt Mariam Belutsch, „arbeite ich in diesem Heim, eine wichtige, eine schöne Arbeit, ist es doch meine Aufgabe,

diesen Jungen und Mädchen Liebe und Wärme zu geben."

Insgesamt, so erfahren wir bei unserem Rundgang, wachsen im „Haus der Heimat" in Kabul 1000 elternlose Jungen und Mädchen unter der Obhut der Revolution heran. Häuser der Heimat, so sagt uns Mariam Belutsch, gibt es heute in 13 afghanischen Provinzen. Dreitausend Waisenkinder genießen hier die Fürsorge der neuen, menschlichen Ordnung Afghanistans.

Mit Buch und Gewehr

Eine knappe Autostunde von Kabul entfernt, im Distrikt Bagrami, liegt das Dorf Schina. Auf den ersten Blick glaubt man, hier sei die Zeit stehengeblieben: Die Lehmhütten, von denen sich eine schutzsuchend an die andere drängt, unterscheiden sich in nichts von den kärglichen Behausungen der Vergangenheit. In den Kuhlen zwischen den Behausungen entdeckt man magere Rinder, Esel, spielende Kinder. Die Frauen werden wie zu alten Zeiten den Blicken der Fremden ferngehalten.

Daß auch in Schina die Uhr der Zeit nicht stehen blieb, beweisen uns die Bauern dieses Dorfes. Din Mohammad ist einer von ihnen, 48jährig, mit Turban, einem rabenschwarzen Bart im kantigen Gesicht. Wir treffen ihn in der Schule, einem gelben Flachbau. Der Bauer lernt hier seit drei Monaten täglich eine Stunde lesen und schreiben. Ob es ihm schwerfällt? „Am Anfang schon. Doch jetzt geht es mit jedem Tag besser. Außerdem möchte ich meinem Sohn nicht nachstehen, der jetzt ebenfalls lernt."

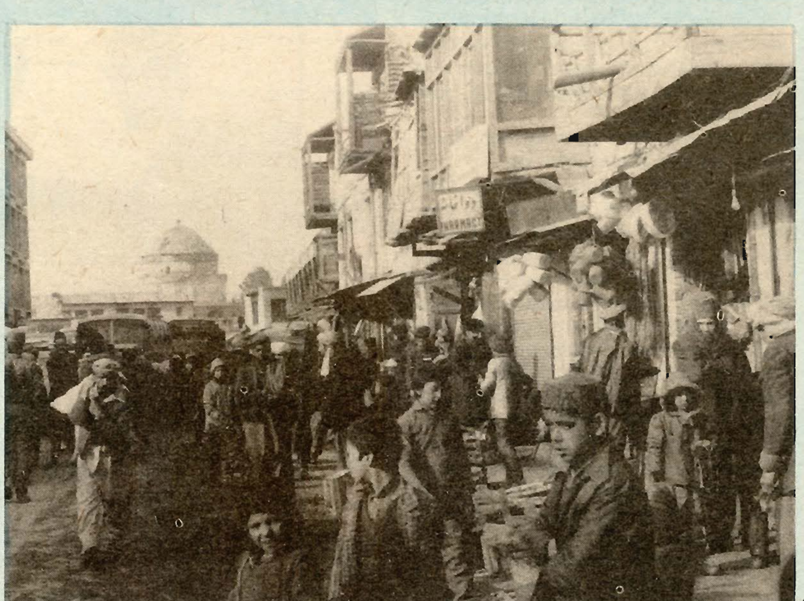
Din Mohammad ist Bauer sein Leben lang. Doch erst die Revolution hat ihm Land und die Möglichkeit gegeben, die Last der Unwissenheit abzustreifen. Deshalb glaubt man ihm, wenn er sagt: „Ich weiß, was die Revolution uns gebracht hat. Aus diesem Grunde bin ich bereit, für sie alles zu geben." Das neben die Schulbank gelehnte Gewehr gibt seinen Worten Nachdruck.

Wie Din denkt auch der Bauer Mohammad Alef, Mitglied des Revolutionsrates. Als er uns begrüßt, trägt er seinen vierjährigen Enkel auf dem Arm. Er ist ihm Vater und Großvater in einem; denn der Vater des Jungen wurde von der Konterrevolution erschossen. Der weißbärtige Alte zieht mehrere Papiere aus der Tasche, zeigt uns einen Ausweis mit dem Foto eines schwarzbärtigen jungen Mannes, seines Sohnes. Er deutet auf den Blutfleck, Zeugnis des feigen Mordes an einem Verteidiger der Revolution.

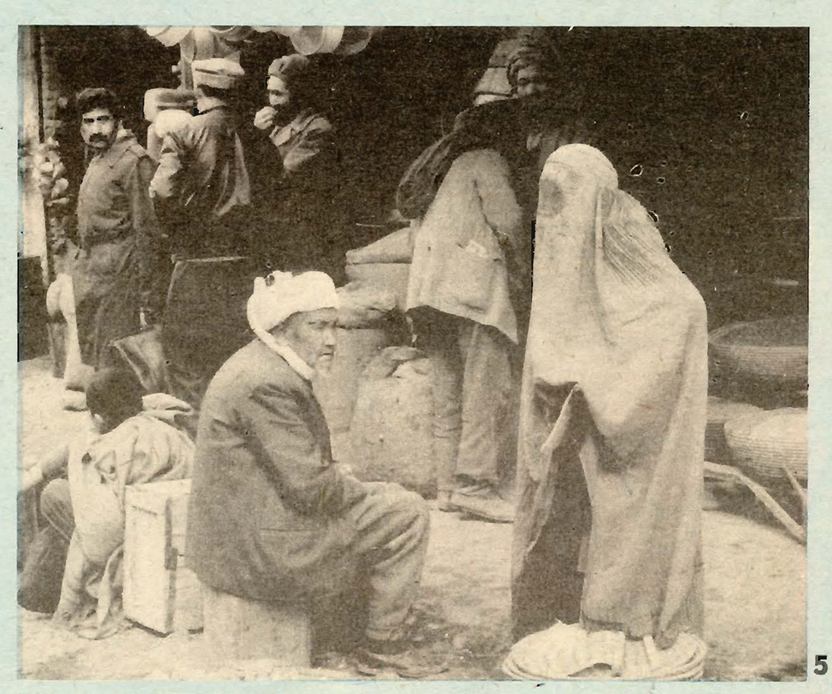
Wir gehen durch ein Spalier bewaffneter junger und alter Männer mit entschlossenen Gesichtern. Sie haben allen Grund, die Revolution, ihre Revolution zu verteidigen. Seit 1978 wurde das Dorf elektrifiziert, erhielten 65 arme Bauern Land, wurden Wasserdämme und kleine Brücken errichtet, wacht der örtliche Bauernrat über die gerechte Verteilung des Wassers, des Saatgutes und des Düngers. Beispiele dafür, daß auch in Schina die Revolution unwiderruflich Fuß gefaßt hat.



3



4



5

Junges, selbstbewußtes Afghanistan

Auffallend im Straßenbild Afghanistans: Noch immer gehen viele Frauen des Landes tief verschleiert. Die langen Gewänder sieht man in nahezu allen Farben: taubenblau, schwarz, olivgrün, weiß, braun.

Doch zum Bild der Stadt gehören ebenso die offenen, selbstbewußten Gesichter der Mädchen und Frauen des neuen Afghanistan. Mit zwei von ihnen machen wir uns im Betrieb „Dschangalak" in Kabul bekannt. Dieser Großbetrieb – mit Hilfe der Sowjetunion errichtet – produziert Autoersatzteile und Karosserien. Hier treffen wir hinter einer Drehbank die 16jährige bildhübsche Sarghuna. Nach einer sechsmonatigen Ausbildung wird sie ihre Maschine beherrschen. Sarghuna ist Mitglied des Demokratischen Jugendverbandes. Sie hat den Schleier abgelegt. „Das habe ich bewußt getan", sagt sie lächelnd, „denn die Mädchen und Frauen Afghanistans sollen frei und gleichberechtigt leben."

Als Dreherin arbeitet auch die 31jährige Nadschiba im Betrieb „Dschangalak". Sie ist Mitglied der Demokratischen Volkspartei Afghanistans. „Ich habe hier im Betrieb den Platz meines Mannes eingenommen, der als Soldat die Revolution verteidigt. Die Revolution", so sagt sie, „hat uns Arbeit gegeben und uns aus der häuslichen Enge befreit. Jetzt können wir frei und gleichberechtigt am wirtschaftlichen Leben des Landes teilnehmen."

Unser Wagen fährt durch Kabul. An Knotenpunkten der Stadt, Gebäuden, Brücken, Schulen, öffentlichen Einrichtungen die graugrünen Uniformen der Wachposten der Armee. Die Revolution wird gegen alle Feinde geschützt.

Unser nächstes Reiseziel wird die Ostprovinz Nangarhar sein.

(wird fortgesetzt)

1. Mohammad Alef mit seinem Enkel. Der Vater des Jungen wurde von Konterrevolutionären umgebracht.
2. Ein Bauer aus dem Dorfe Schina – bereit zur Verteidigung der Revolution
3. Händler und Käufer auf dem Basar in Kabul
4. Auf dem alten Basar in Kabul
5. Händler mit verschleierter Frau

In Afghanistan wird der iranische Sonnenkalender verwendet. Das Jahr beginnt am 21. März. Die Zählung des Sonnenjahres setzt mit der Hedschra im Jahre 622 als dem Jahr 1 ein, als Mohammad, der Begründer des Islam, nach Medina übersiedelte.

Text und Fotos: Gerald Hübner

Die doppelte Eiswette

Also, manchmal geht es verrückt zu – zum Beispiel heute. Nach der Gruppenratswahl fühlte ich mich wie einer, der seinen schönsten Kopfsprung vom Dreimeterbrett zeigen will und dem keiner zuguckt. Dazu kam als Krönung die Eiswette, die ich an Conny und Peter verloren hatte. Und alles nur, weil Thomas das zweite Mal zum Gruppenratsvorsitzenden gewählt wurde.
Einige Jahre habe ich mir als Vorsitzender mindestens ein Bein ausgerissen, bin von einer Versammlung zur anderen geschwebt, und keiner mußte sich um etwas kümmern. Obendrein aber durfte ich mir die ewige Nörgelei anhören, daß in unserer Klasse nicht viel los sei. Sollen sie es besser machen, dachte ich und beschloß, ein Jahr Pause einzulegen. Als ich Thomas als Nachfolger vorschlug, unterstützte mich Peter und sagte, daß Thomas zwar sehr ruhig sei, aber fleißig lerne, jeden Auftrag erfüllte und noch mehr bringen würde. Ihm könne man eine Chance geben. Ich verpflichtete mich, ihn tatkräftig zu unterstützen, und Thomas wurde gewählt.

Thomas hatte dann wirklich gute Ideen, doch es kam, wie ich befürchtete: Er packte es nicht allein. Mit der Überzeugung eines Siegers schlug ich in die Eiswette ein.

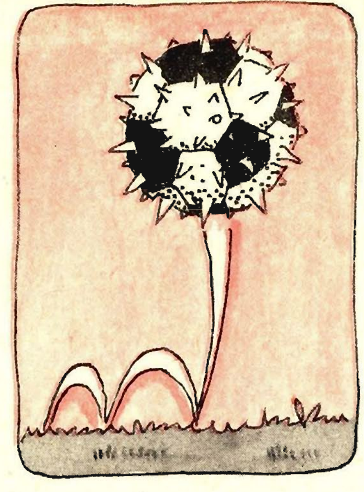
„Thomas weiß doch gar nicht, was richtige Gruppenarbeit ist und verteilt immerzu die Aufgaben an uns", sagte ich zu Conny. Sie nahm den Mund voll Himbeereis das ich ihr spendieren mußte und erwiderte nach einer Weile: „Du wolltest immer alles allein machen. Wir brauchen doch keine Gruppenratsoma, die uns verwöhnt. Schließlich können wir selbst unsere Denkmaschine anwerfen. Hauptsache, einer behält den Überblick." Auch Peter mußte seinen Senf dazugeben: „Die Klasse hat viel mehr davon, wenn alle mithelfen. Übrigens hat mir mein Vater erzählt, daß in seinem Betrieb der Direktor auch nicht alles allein erledigt. Jede Woche holt der seine Meister zusammen und bespricht mit ihnen die Aufgaben. Dann läuft der Laden, sagt mein Vater immer."
Plötzlich kam Thomas aufgeregt angerannt: „Bis morgen früh sollen wir die Klassenfußballmannschaft aufstellen. Wenn Klaus und Daniel nicht mitmachen, können wir uns auf etwas gefaßt machen. Vielleicht kannst du Klaus überzeugen. Ihr wohnt doch im selben Haus. Ich versuche es bei Daniel." Meine kleinen grauen Zellen flitzten hin und her. Das wäre ein starkes Stück, wenn die beiden kneifen. Dann könnte unsere Klasse als einzige nicht an der Schulmeisterschaft teilnehmen. Eine Blamage! Immerhin hatte ich selbst unserem Pionierleiter den Vorschlag gemacht. Ich mußte Klaus überzeugen. Aber was wurde aus dem Kegelnachmittag, für den ich im Gruppenplan die Verantwortung hatte? Die Kegelbahn hatte ich bestellt – schließlich war ich als Kulturverantwortlicher für diesen Nachmittag zuständig – aber es gab noch so viel zu tun.
„Fangen wir etwas später mit der Kegelei an, ich hefte einen Zettel an die Tür", rief ich Thomas zu und suchte meinen Kuli. Thomas griente: „Conny und Peter sind doch da. Die helfen dir." „Ja, aber", stotterte ich, „die Limos, Trinkhalme, Öffner und, und ..." Thomas zog mich am Ärmel. „Komm, die wissen allein, was alles dazu gehört."
Fast zur gleichen Zeit kamen dann beide an der Kegelbahn an.
„Klaus kommt neunundneunzig Prozent", rief ich und nahm einen großen Schluck Früchtebowle, die Conny wirklich ganz prima zusammengerührt hatte. „Ich wollte mich bei dir bedanken", sagte Thomas, und noch ganz außer Puste antwortete ich: „Ich helfe immer, weißt du doch."
Thomas lachte: „Nicht wegen Klaus, sondern deswegen", und hielt mir zwei Stieleis hin. „Habe ich gewonnen, weil ich mit Peter und Conny gewettet habe, daß du ihnen auch die Vorbereitungen für die Kegelei zutraust und zu Klaus gehst. Ich kenne dich eben ..."
Weiter verstand ich nichts, denn meine Finger bohrten sich tiefer in die Ohren. Thomas deutete das falsch und hielt mir ein Eis hin. Leiser hörte ich, daß ihm zwei zuviel wären und ich mir ein Eis gewiß verdient hätte. Er konnte nicht wissen, daß ich seit heute ein gestörtes Verhältnis zu Eis habe.
So verrückt ist das manchmal. Erst habe ich eine Wette verloren, dann bei einer anderen gar nicht mitgemacht und trotzdem gewonnen. Weil ich kein Spielverderber bin, lecke ich vorsichtig am Schokoladenüberzug, bis mir plötzlich das Eis wieder schmeckt.

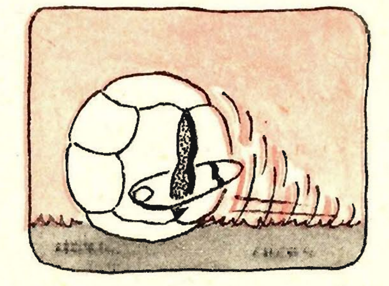
Steffi Findeisen

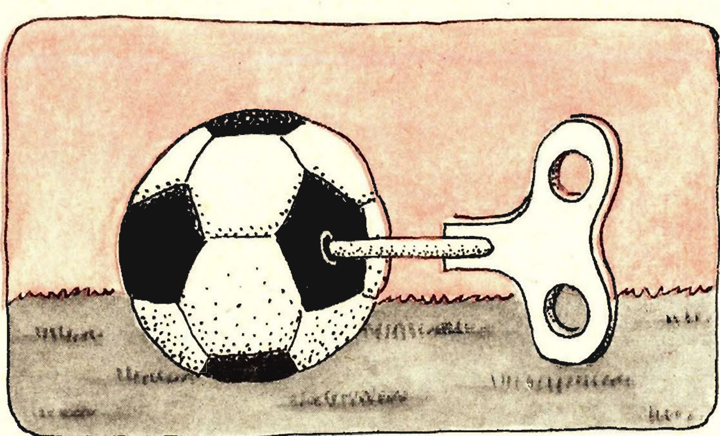
Zeichnung: Anna Zunterstein



BÄLLE

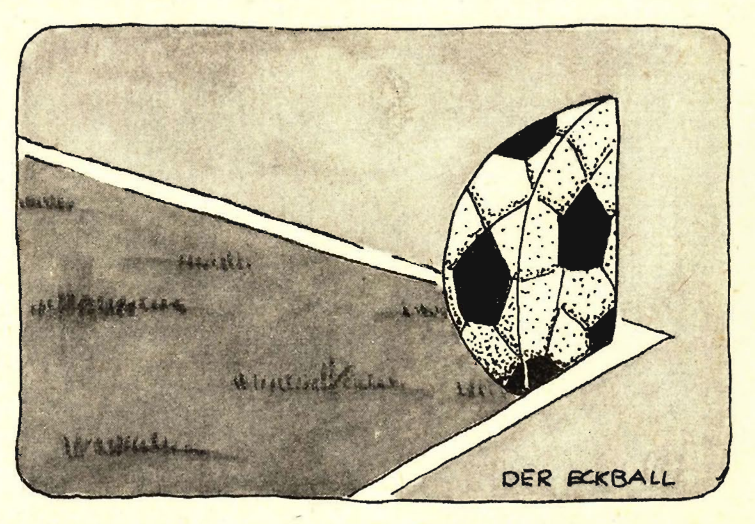












Zeichnungen: Wilfried Läpke



Schriftsteller und „Frösi"-Leser schreiben gemeinsam Geschichten

Antje gegen die Klasse



Es ist der 19. September, die Pioniere der 7a haben sich zusammengesetzt, um den Gruppenplan für das kommende Schuljahr zu beraten. Es kommen Vorschläge, einige sind gut, andere weniger, und Gruppenratsvorsitzender Steffen notiert. Da meldet sich zögernd und sehr schüchtern Inge, ein etwas mopsiges Mädchen mit blondem, kurzen Haar. Sie wird erst nach einiger Zeit gesehen. Mit der spitzen Bemerkung: „Na, was hat denn unser Dickerchen zu sagen? Etwa eine extra Abmagerungskur für dich, he?" schießt Steffen auf Inge los. Mathias, ein sehr frecher und vorlauter Junge, brüllt: „Vielleicht möchte sie auch die doppelte Portion bei der Schulspeisung!" Er hat die Lacher auf seiner Seite. Doch Antje ist empört, und es ist deutlich zu sehen, wie sie sich gegen die Klasse neben Inge stellt. Aber sie wird ausgelacht.

Am 26. September, genau eine Woche nach dem Streit in der Klasse.

Antje ist kaum mit Mathematik beschäftigt und denkt nach, wie das Verhältnis von Inge zur Klasse besser werden könnte. Sollte man doch vielleicht wieder zur Mehrheit der Klasse halten? Nein, Inge lasse ich auf keinen Fall im Stich, das wäre feige, denkt Antje.

Nach dem Unterricht gehen die beiden Mädchen gemeinsam nach Hause, doch alles ist beim alten ...

Sabine Richter, 13 Jahre

●

Mathias ruft hinter Antje und Inge her: „'Ne Dünne und 'ne Dicke, brauch ich zu meinem Glücke." Steffen überholt die beiden Mädchen und sagt: „Ingelein, darf ich dich zum Mittagessen einladen? Mutter wartet mit Eisbein auf mich. Kannst 'ne Riesenportion abhaben."

Er, der Gruppenratsvorsitzende, guckt sich um. Mathias lacht laut, und auch andere Schüler der 7a amüsieren sich. Inge ist traurig, Antje empört. Wieder fragt sie sich: Wie soll ich gegen Steffen, Mathias und die Klasse angehen? Ich mag Steffen und Mathias. Warum nur sind sie die Wortführer bei allen Anpöbelungen gegen meine Freundin Inge? Sieht denn keiner, daß sie schöne Augen und ein hübsches Gesicht hat?

Antje weiß nicht, daß Mathias und Inge, die eigentlich Nachbarskinder sind, früher zusammen im Sandkasten spielten, später gemeinsam zur Schule gingen, noch später in der Arbeitsgemeinschaft „Junge Sanitäter" waren. Von allen Mitschülern wurden sie damals „das Liebespaar" genannt. Allmählich schämte sich Mathias deswegen. Er schloß sich Steffen an, der ihn bald beherrschte.

Antje ist erst vor einem Jahr in die Klasse gekommen. Da war die Kinderfreundschaft zwischen Inge und Mathias längst gestört, weil Inge nun auch noch eine rundliche Figur bekommen hatte und damit von den Mitschülern gehänselt wurde. Mit ihrer neuen und einzigen Freundin, der lebhaften Antje, sprach Inge nie darüber. Sie war scheu und schüchtern geworden. Aber gerade das gefiel der aufgeweckten, energischen Antje besser, als die großsprecherische Art der meisten Mitschüler. Vor allem bekümmerte es Antje sehr, wie sich der Gruppenratsvorsitzende mit Mathias zusammenschloß. Sie ahnte nicht, daß Steffen ihre Freundschaft mit Inge ungern sah, weil er Antje am liebsten zur Freundin gehabt hätte.



Eines Tages gehen die beiden Mädchen wieder zusammen nach Hause. Steffen und Mathias trödeln auf der anderen Straßenseite. Sie beschließen, über den Damm zu gehen, um die beiden Freundinnen zu ärgern. Antje erzählt Inge gerade, wie ihr Wochenende war. Inge hört nur obwesend zu. Schon fürchtet sie: Jetzt wird Mathias wieder „Pummelinchen" oder „Rollimops" rufen. Sie zieht Antje am Ärmel: „Komm mit auf die andere Seite!"

Plötzlich sieht sie, ein Motorradfahrer biegt um die Ecke. Steffen und Mathias bemerken ihn nicht. Ein parkender Lkw nimmt ihnen die Sicht. Mathias läuft schneller als Steffen und achtet nur auf die Mädchen. Der Motorradfahrer bremst, zu langsam, rollt weiter und ...

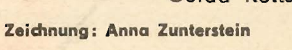
Inge hat die Gefahr erfaßt. Sie schreit auf, will Mathias zurückstoßen. Unmittelbar vor dem Motorradfahrer stolpert sie und fällt hin. Mathias schnellt zurück, reißt Steffen mit; aber Inge liegt vor dem Rad. Es hat sie am Kopf gestreift. Antje schreit auf. Vom Kopf der Freundin sickert Blut. Das linke Bein scheint gebrochen zu sein. Antje schimpft laut auf Steffen, Mathias und die Klasse 7a.

Es ist die letzte Oktoberwoche. Pioniernachmittag. Antje und Inge fehlen. Aber alle wissen, sie werden bald eintreffen. Antje holt Inge, die aus dem Krankenhaus gekommen ist, von zu Hause ab.

Die Tür geht auf. Alle Pioniere der 7a sind gespannt. Steffen und Mathias rutschen vor Aufregung auf den Stühlen hin und her. Sie wollten Inge im Krankenhaus besuchen, durften jedoch nicht zu ihr.

Antje führt Inge herein. Schmal ist Inge geworden und blaß. Alle sind betroffen. Die Klasse umringt die beiden Freundinnen. Antje ruft: „Wer noch einmal eklig zu Inge ist, bekommt es mit mir zu tun!" „Mit uns auch!" sagen Steffen und Mathias einstimmig.

Gerda Rottschalk



Zeichnung: Anna Zunterstein

Alle Mann in einem Boot

Man könnte auch sagen, sie ziehen alle an einem Strick, aber da es sich hier um Seeleute handelt, um Offiziere, Maate und Matrosen der Volksmarine, muß man wohl sagen, daß sie alle gemeinsam an einem Tampen ziehen, an einem dicken „Wettbewerbstampen"! Und dabei sitzen sie gemeinsam in einem Boot, in ihrem Raketenschnellboot „Otto Tost" und sind für dieses Ausbildungsjahr Wettbewerbsinitiator. Das heißt schon etwas! Für den Bereich der Volksmarine geben die Genossen der „Otto Tost" den Ton an! Und sie haben sich da einiges vorgenommen.

Hauptbefehlsstand an GS III

Der Kommandant Hans-Georg Wehner (Foto) an seinen Steuermann: „In zwei Minuten Kursänderung zur Einnahme befohlener Position ..." Kurz und knapp. Der Steuermann arbeitet fieberhaft. Den Standort des gegnerischen Bootes bekommt er über die Radaranlage geliefert. Die „Otto Tost" schießt mit hoher Geschwindigkeit über die Ostsee. Wer eine Hand frei hat, der hält sich fest.
Maat Hedler hat seine Werte in den Rechner gegeben, der hat gearbeitet und so meldet der Maat an seinen Kommandanten: „KM 95 Grad. Zeit auf diesem Kurs 19 Minuten!"
Oberleutnant Wehner weiß jetzt, daß er seine günstigste Gefechtsposition zum Gegner in 19 Minuten erreicht haben wird. Vorausgesetzt, das gegnerische Boot behält seinen Kurs so bei. Wenn nicht, dann heißt das: neu rechnen, ständig auf die Manöver des anderen Bootes reagieren.
Diese Situation ist tägliche Arbeit für Maat Hedler. Oft und immer wieder, auch auf dem „Trockenen" trainiert. Das Einmaleins des Navigators auf einem Raketenschnellboot.
Maat Hedler ist natürlich kein „heuriger Moses". Beim letzten Leistungsvergleich der Steuerleute im Verband belegte er den 1. Platz.

Der größte Erfolg

... für die Besatzung bislang war allerdings der Gewinn des Pokals des Chefs der Volksmarine beim Artillerieschießen.
Die besten Boote aller Einheiten der Volksmarine trafen sich zu diesem Leistungsvergleich. Taktisches Verhalten, die Treffgenauigkeit beim Schießen und der Zustand des Bootes wurden bewertet. Und von allen war die „Otto Tost" mit ihrer Besatzung Beste!
Beim Bericht über dieses Ereignis geht ein Leuchten über das Gesicht des Kommandanten, Oberleutnant Wehner.



„Es war im vorigen Jahr. Da haben wir mächtig geackert, um uns auf diesen Höhepunkt vorzubereiten. Wir haben es mit der Leistung aller Genossen geschafft, den Pokal zu holen. In diesem Jahr möchten wir uns natürlich wieder qualifizieren und am Artillerieschießen teilnehmen. Aber bis dahin ist es noch ein mächtiges Stück Arbeit. Dabei wird uns auch unsere Verpflichtung als Wettbewerbsinitiator helfen. Jeder Genosse an Bord muß in seinem Gefechtsabschnitt Bestleistungen bringen. Anders ist das sonst nicht zu schaffen. Wir wollen bei der Schiffssicherungsausbildung, beim Härtekomplex, beim Schwimmen und beim Schutz vor Massenvernichtungsmitteln jeweils die Note 1 erreichen. Lediglich bei den 3000 m ,gestatten' wir uns eine 2! So lang sind die Strecken an Bord eben nicht! Hm! Wir haben uns vorgenommen, jede Minute Ausbildungszeit auszunutzen, dazu kommt der effektivste Umgang mit Treib- und Schmierstoffen und Ersatzteilen.
In der knappen Freizeit ist sportlich und kulturell bei uns immer was los. Für die Urlauber in der Nähe des Standortes werden wir sogar ein Neptunfest veranstalten. Das kann sich sehen lassen!"

Raketenschießen

... heißt das nächste große Ausbildungsziel für die Besatzung. Und da wollen sie natürlich nur Volltreffer landen! Aber das, wie fast alles an Bord, setzt die meisterhafte Beherrschung der Militärtechnik durch die Genossen auf allen Gefechtsstationen voraus. Und das trainieren sie.
Die Glocke schrillt an Bord. Dreimal kurz – einmal lang. Fünfmal hintereinander.
Schiff klarmachen zum Marsch und Gefecht!
Kein Problem für eine Besatzung, die wie ein Mann in ihrem Boot sitzt!

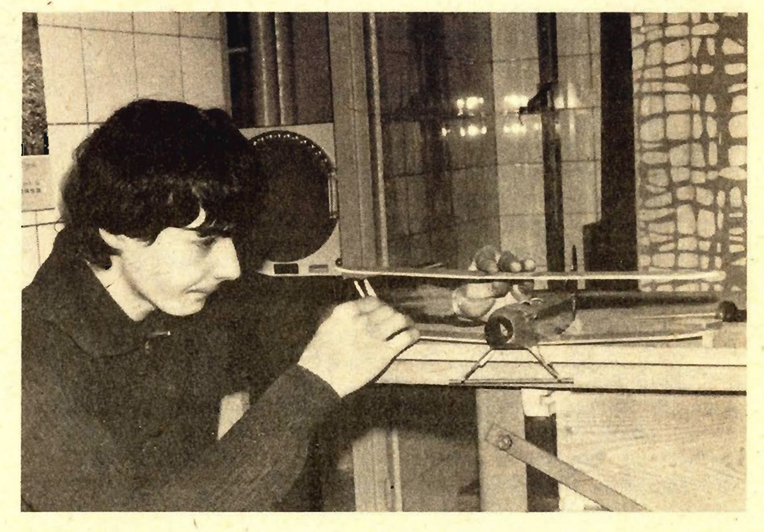
Text und Foto: Klaus Trecke

„Frösi"-Blumenstrauß für einen

Luftikus am Modellboden

Montags, dienstags, mittwochs drängen sie sich mit ihren Utensilien vor dem alten Werkraum der Berliner Suchomlinski-Oberschule. Dieter Hiller zählt wohl mehr aus langjähriger alter Gewohnheit die Häupter seiner Lieben. Er muß immer jemanden um sich haben, seine „Fittiche" darüber ausbreiten können, sonst fehlt ihm etwas. Für einen wie ihn, wären wohl Schwingen passender, denn unter seiner fachkundigen Anleitung als Arbeitsgemeinschaftsleiter Flugmodellbau entsteht originalgetreu alles, was Flügel hat, fern-, leinengesteuert oder einfach nur durch die Lüfte gleitet.
32, 33, 34, 35 – die begeisterte Gilde der „fliegenden" Pankower Modellbauer ist wie an jedem der Bautage vollzählig angetreten. Die ansehnliche Mannschaft wartet am Boden des Werkraumes auf das Startzeichen ihres mit allen Modellwassern gewaschenen „Fluglehrers". Dieter Hiller eröffnet mit seinem schon berühmten: „Na, dann los!" Mathias Albrecht setzt die Tragflächen seines künftigen Gleiters mit dünnflüssigem Lack unter Hochspannung. Die anderen sägen, feilen, schleifen und träumen von ihren nicht allzufernen Wettkampfstarts, ohne dabei die Lust und Übersicht zu verlieren. Wenn doch einmal ein Rippenbogen bricht, sich ein Spant verkeilt, wissen sie ihren „Luftikus" mit seiner unendlichen Geduld hinter sich. Auch seine klitzekleinen Kniffe vor sich. So oder so – seine Nähe tut gut, macht Mut und stachelt das eigene Denken für schnelle, kurze Schritte bis zum Ziel an. Wenn der Leiter einmal nicht weiter weiß, berät er sich mit seiner Frau Marlis oder seiner Tochter Liliane. Hillers haben noch richtige Modellgeheimnisse, die sie nach außenhin zwar lächelnd hüten, von ihren Modellbauern jedoch sind sie längst abgelauscht und jeder, der aufmerksam beobachten kann, merkt, daß es so sein sollte. Frank Koster, drei Jahre schon „Modellbauhase", hat mit offenen Augen und Ohren alle jene Hillerschen Tricks in sich aufgenommen, die man ebensogut mit Geduld und Ausdauer umschreiben könnte. Mit diesem Willenspaar sind ihm nach und nach auch beim Lernen in Physik durchsichtige Flügel gewachsen und ein Ende seiner guten Leistungen ist noch nicht abzusehen. So wirken die Impulse der Arbeitsgemeinschaft wie Morsezeichen bis hinein ins Klassenzimmer und weit darüber hinaus. Nicht wenige der inzwischen erwachsenen Flugsportler sind über ihr Hobby zu einem Beruf gekommen. Sie halten der Arbeitsgemeinschaft weiterhin die Treue, schauen ab und an nach dem Rechten. Das sind immer die Momente, in denen der sonst so wortgewandte Dieter Hiller für Minuten seinen großen Traum vom Modellbauzentrum außeracht läßt, stolz und ganz still wird, weil er unweigerlich darüber nachdenken muß, wie viele seiner ehemaligen Schützlinge von hier ihren guten Weg ins Leben gegangen sind.

Edeltraud Kemnitz



Steffen Mattke beim Bau des Modells PD-2

Bei Hardy um die Ecke

Hardy ist „Schieber". Das ist nichts Ehrenrühriges wie vor vier Jahrzehnten, als damit Leute bezeichnet wurden, die auf dem schwarzen Markt in Berlin beispielsweise rare Dinge „verschoben", das heißt, mit krummen Geschäften sich eine goldene Nase verdienten. Mit „Schieber" wird heute der Brigadier in einer Baubrigade tituliert – jawohl, das ist eine Art Ehrentitel: Nicht jeden Brigadechef nennen die Kollegen achtungsvoll und anerkennend „Schieber". Der Mann muß etwas anschieben und vorwärts bewegen können, kurz, er muß etwas „auf dem Kasten" haben. Hardy hat. Und deshalb ist er „Schieber" schon seit elf Jahren.

Mit bürgerlichem Namen heißt Hardy Hartmut Klug. Er kam vor vierzig Jahren in Berlin zur Welt, lebt noch immer in Prenzlauer Berg und will aus Berlin nicht weg. Urlaubsreisen pflegt er mindestens zwei Tage früher zu beenden, weil das Heimweh so gewaltig ist. Größer noch als sein beachtlicher Kinnbart, den kennt jeder auf dem Bau. Sein Gesicht ist durchwirkt von einem Netz feiner Äderchen. Regen und Wind und Sonnenschein haben Spuren im Gesicht von Hardy hinterlassen. Die schweren Betonplatten machten seine Hände hart und rissig, nicht jedoch sein Herz. Die Schultern und die Körpergröße sind derart, wie man sie bei einem Bauarbeiter erwartet.

Seit einem Vierteljahrhundert errichtet Hardy Häuser. Er gehörte zu den ersten Maurer- und Rohbaumonteurlehrlingen in unserem Lande, die Platten montieren durften. Das war 1960 in Adlershof. Seine Facharbeiterprüfung absolvierte er unweit vom S-Bahnhof Leninallee – Tierfreunde kennen das „Zoologica"-Geschäft bestimmt. Hardy hat in allen Teilen der Hauptstadt Spuren gezogen und war nur einmal auswärts beschäftigt – in Schwedt an der Oder setzten sie in den sechziger Jahren Wohnungen für die Werktätigen des neuen Petrolchemischen Kombinates (PCK) in die Landschaft. Die von ihm geleitete dreißigköpfige Jugendbrigade trägt den Namen „Unteroffizier Klaus-Dieter Seidel". Der Grenzsoldat war vorher bei ihnen im Wohnungsbaukombinat Berlin. Hardy kannte ihn aus gemeinsamer Arbeit in der Taktstraße, bevor ihn ein flüchtender Verbrecher an unserer Staatsgrenze erschoß. Der Name des gemordeten FDJlers in Uniform ist den Brigademitgliedern ehrende Verpflichtung. Das Kollektiv besitzt im Betrieb einen sehr guten Ruf; Hardy beschreibt ihn hinter vorgehaltener Hand im besten Berlinisch: „Wir sind sowat wie 'ne Feuawehr, wa" (Mal für die Außenstehenden verdolmetscht: Wenn es eine knifflige Aufgabe zu lösen gibt, werden Hardy und seine Männer gerufen. Und die meistern dann das Problem – unter der konsequenten und fordernden Leitung ihres Schiebers.)

So zum Beispiel im Ernst-Thälmann-Park. Auf dem X. Parteitag der SED war 1981 beschlossen worden, im Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg, bei Hardy also um die Ecke, einen der schönsten Neubaukomplexe der DDR-Hauptstadt für viertausend Menschen zu errichten. Zu diesem Zeitpunkt verpestete dort ein altes Gaswerk die Gegend. Seit fast hundert Jahren bliesen die Schlote dunklen Ruß gegen die Mietskasernen. Die Bauarbeiten mußten zügig vorangetrieben werden, denn am 16. April 1986, zum 100. Geburtstag des Arbeiterführers, sollte der Ernst-Thälmann-Park mit Wohngebäuden, Grünanlagen, Spielplätzen, Schwimmhalle, Kulturhaus, Denkmal und so weiter feierlich übergeben werden. An einem frostklaren Wintertag, am 4. Januar 1984, montierte Hardys Jugendbrigade hier die erste Platte für das Wohngebäude 006. Viel Zeit blieb nicht.

Eile tat not, und die Jungs hievten hoch, paßten ein und an und schweißten die Bauelemente gekonnt zusammen – rund um die Uhr, natürlich auch nachts. Und morgens, bei Tageslicht, sah man dann die Bescherung: Die Fassadenplatten hatten verschiedene Farbtöne! Weil Hardy und sein Kollektiv zu bester Qualität sich verpflichtet hatten und solchen Makel nicht akzeptierten, schon gar nicht zu Thälmanns 100., demontierten sie schweigend diese Platten wieder. Das geschah mehrere Male, bis sie endlich die Ursache für diesen Ärger erkannten: Der in die Platten eingelassene Splitt wurde im Betonwerk Grünau verarbeitet, wie er aus dem Steinbruch Crottendorf kam. Nun traf einmal dunkler, dann wieder heller Splitt ein, eben so, wie die Natur den Stein hatte wachsen lassen. Die Lösung war denkbar einfach, aber das ist meist so bei guten Ideen. In Grünau kippte man einen ordentlichen Splitthaufen auf, vermischte alle Varianten und Sorten und hatte fortan gleichmäßig gefärbtes Material.

Inzwischen war es Sommer geworden und die „Seidels" standen mit etwa einem halben hundert Wohnungen in der Kreide. Und nun geschah, was beweist, daß Hardy zu Recht „Schieber" genannt und in den FDGB-Bezirksvorstand gewählt wurde: Er richtete seine Leute moralisch auf! Erfolg kann, mal unter uns gesprochen, zuweilen nämlich gefährliche Folgen zeitigen. Wenn man sich ans Siegen gewöhnt hat, verlernt einer leicht, mit Niederlagen fertigzuwerden. Und ein derartiger Planrückstand, wenngleich auch nicht selbst verschuldet, war eine schmerzende Niederlage, wie sie die Jugendbrigade seit Jahren nicht erlitten hatte.

Männer, sprach Hardy wie ein Vater zu seinen betrübten Kindern, wir müssen da durch; sagt euren Frauen und Freundinnen für einige Zeit adieu. Das Gras in euren Gärten wächst allein, nicht aber unsere Häuser. Also, was ist, wer fährt an den Wochenenden Sonderschichten? Keiner drückte sich und ließ die anderen im Stich. Als das Jahr '84 endete, war aus dem Rückstand ein Vorsprung geworden. Am 29. März 1985 montierten sie gegen 13.00 Uhr ihre letzte Platte im Ernst-Thälmann-Park – zehn Tage und einen halben eher als gedacht und geplant. Befriedigt schrieb Hardy, der „Schieber", ins vierte Brigadebuch (eigentlich war es bereits das fünfte): „Als wir damals mit all den Schwierigkeiten begannen, haben wir kaum geglaubt, hier jemals planmäßig fertigzuwerden. Durch letzten Einsatz aller Kollegen, Verzicht auf Wochenenden und Zurückstellung persönlicher Interessen konnten wir das Ziel jedoch erreichen. Wir sind zu Recht darauf stolz. Jetzt geht es nach Marzahn, in die Otto-Winzer-Straße."

Hardy Klug geht gern mit seiner Frau durch die Neubaugebiete, zuweilen begleitet ihn dabei sein Enkel. Natürlich will er beiden zeigen, was er selbst geschaffen hat. Ihn treibt jedoch auch Neugier umher: Wie machen es die anderen, bauen die besser als wir, was kann man bei ihnen lernen? Anschließend geht er nach Hause oder fährt hinaus (nicht etwa mit dem Auto. Hardy will keines!). Er trinkt zufrieden ein Bierchen oder auch zwei, auf keinen Fall Kaffee, den mag er nicht, und freut sich darüber, „det allet wächst" in seiner Vater- und Heimatstadt Berlin.

Hardy lebt, wie schon mitgeteilt, in Berlin. Doch dieser Umstand kann nicht als Beweis gelten, daß einer an dieser Stadt hängt und sich „Berliner" nennen darf. Das verhält sich wie mit dem „Schieber". Hardy Klug, meine ich, ist ein waschechter Berlina.

Frank Schumann

Foto: JW-Bild/Kaufhold

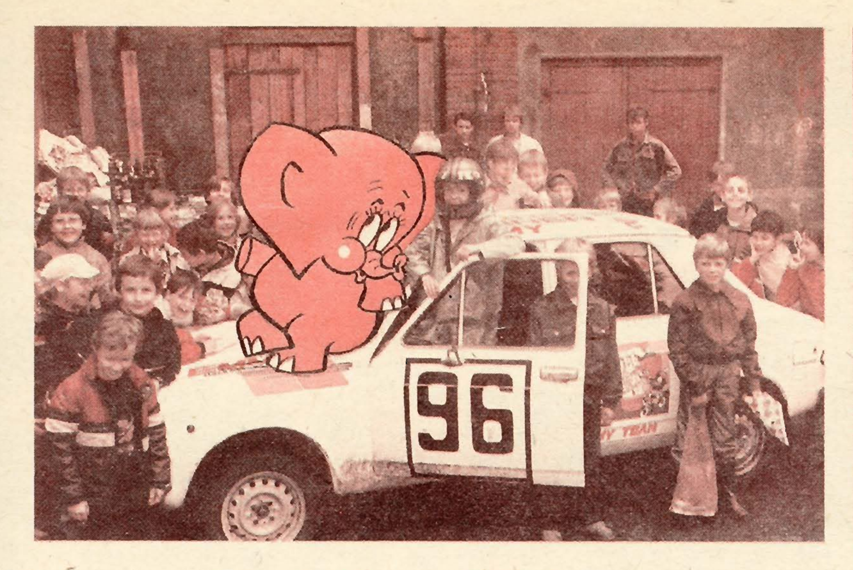
Die schlimme Woche mit Tussi

GUNTER FEUSTEL

Ich heiße Robert und werde bald 13. Und weil ich zwei Schwestern habe, ist bei uns zu Hause immer Trubel. Aber am schlimmsten war es vor ein paar Wochen, da hatte ich erst eine Schwester, nämlich Tussi. Die ist knapp 10.
Ich hatte mich nie viel um Tussi gekümmert. Sie war für mich nur ein lästiges Anhängsel und für vernünftige Sachen nicht zu gebrauchen – dachte ich jedenfalls damals.
Da wurde ich an einem ganz gewöhnlichen Montag plötzlich Familienoberhaupt – sozusagen, denn Vater schipperte irgendwo um Afrika herum, weil er Seemann ist. Und ausgerechnet jetzt bekam Mutter ein Baby und mußte schnell in die Klinik.
„Keine Angst, ich habe alles fest im Griff!" tröstete ich Mutter. „Ich sorge schon für Tussi, und wenn es dich beruhigt, Großvater ist ja abends bei uns."
Also die Taxe kam und brachte Mutter in die Klinik, und ich stand mit der ganzen Verantwortung allein da.
Als Tussi aus der Schule kam, wurde sie blaß vor Schreck. Zuerst rannte sie völlig kopflos durch die Wohnung, dann setzte sie sich auf ihr Bett und starrte vor sich hin.
„Du bist doch nicht allein", sagte ich und stand schon in der Tür, denn ich war wie an jedem Montag zum Fußballspielen verabredet. „So ein Haushalt ist doch nur eine Kleinigkeit für einen gestandenen Mann!"
„Du bist kein Mann, sondern ein überheblicher Knabe." Sie nahm das Einkaufsnetz vom Haken. Das ist eine typische Verlegenheitsgeste, dachte ich. Wenn sie jetzt bloß nicht losheult, sie muß doch endlich selbständig werden. Also knallte ich die Tür zu und rannte zur Fußballwiese hinter dem Schwimmbad. Die halbe Klasse war schon da, aber die können nie ohne mich anfangen, ich bin nämlich der Torwart.
Auf dem Heimweg diskutierte ich noch mit Alexander über die Pflichten eines Familienvaters.
Als ich die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstieg, bekam ich einen Schlag in die Kniekehlen – natürlich nur bildlich gesprochen.
Ich hatte vergessen, Brot und Butter für das Abendbrot zu besorgen – und die Kaufhalle hatte schon längst geschlossen. Für einen Augenblick wagte ich nicht, an der Tür zu klingeln, denn nun würde Tussi wohl den ganzen Abend herumjammern. Da öffnete Tussi die Tür, und was ich jetzt sah, das verschlug mir doch die Sprache. Großvater saß am gedeckten Küchentisch. Eine Kerze brannte.
„Wir haben eine Schwester!" Tussi räusperte sich und hatte ganz verklärte, glänzende Augen.
Zwei Schwestern! Bei mir hielt sich die Rührung in Grenzen. Ich tat mir so leid – den ganzen Haushaltskram am Hals, Tussi bemuttern, die Aussicht, bald einen Schreihals in der Wohnung zu haben – und meine Hausaufgaben hatte ich bei diesem Durcheinander auch vergessen.
Da allerdingst kam mir meine neue Schwester zu Hilfe. Frau Holzer sah mich bloß verständnisvoll an und verlor kein Wort mehr über die vergessene Übung in Grammatik. Ich hatte ihr natürlich erzählt, was ich alles am Halse habe. Alexander nickte zu jedem Satz, denn er bewundert mich nämlich immer, auch weil ich so phantasievoll reden kann.
Der nächste Tag war eine einzige Katastrophe. In Geographie fing ich mir eine satte Vier ein. Ich hatte nämlich geglaubt, lernen sei für mich völlig überflüssig. Schließlich hatte ich ja einen Vater, der nach jeder Reise von der halben Welt erzählte. Das ist so gut wie das beste Geographiebuch, dachte ich. Aber leider schwimmt ein Schiff nicht über Hochgebirge. Und ausgerechnet über die Hochgebirge sollte ich etwas erzählen. Pech gehabt!
Am Nachmittag verloren wir unser Fußballspiel gegen die 6b haushoch – 2:7! Ich war also bis zur Nasenspitze mit Wut geladen, wie man so sagt, und deshalb verzankte ich mich auch noch mit Alexander.
Ich saß niedergeschlagen im Wohnzimmer und philosophierte über meine Sorgen. Tussi klapperte immerzu mit dem Staubsauger und mit dem Mülleimer um mich herum, dann lief sie treppauf und treppab und störte mich beim Nachdenken. Und als sie endlich mit dem Herumrumoren fertig war, lernte sie in der Küche laut ein Gedicht. Wen wundert es da noch, daß ich wieder nicht zu meinen Hausaufgaben kam.
Am nächsten Tag gab es Ärger wegen der Hausaufgaben, denn unser Mathelehrer war leider nicht Frau Holzer. Und ich war noch immer mit Alexander verzankt. Ich saß also wieder einsam im Wohnzimmer und grübelte über mein beklagenswertes Schicksal nach. Da kam Tussi mit dem Schachbrett. „Komm, wir spielen eine Partie, das bringt dich auf andere Gedanken."
„Das kann ich dir doch nicht antun", murmelte ich, „ich fege dich glatt vom Brett."
Nun muß man wissen, daß Tussi einen Dickkopf hat – und wenn sie etwas durchsetzen will, schafft sie es auch. Sie wollte mich nun einmal mit dem Schachspielen aufmuntern, und weil ich nicht zu Hause mit ihr spielte, lockte sie mich am nächsten Tag in den Schachzirkel, und hier mußte ich mit Tussi spielen. Das hatte sie fein eingefädelt!
Der Krümel fegte mich doch glatt vom Brett, matt in zwölf Zügen! So eine Blamage!
Wer kann es mir da übelnehmen, daß ich am nächsten Tag kein Wort mehr mit Tussi sprach?
Aber mit irgend jemandem muß der Mensch schließlich reden können, wenn er Sorgen hat. Also ging ich am Nachmittag doch zu Alexander. Ich dachte, mich tritt ein Pferd. Da saß doch Tussi und klebte mit Alexander den rechten Flügel an unser Modellflugzeug.
„Sie hat so geschickte Hände und so patente Einfälle", sagte Alexander ein wenig verlegen. Nur Tussi war nicht verlegen. „Ich wußte doch, daß du dich mit Alexander gezankt hattest – und das mußte doch wieder in Ordnung kommen!"
Tussi blieb, ich auch. Aber Alexander redete fast nur mit Tussi und lachte immerzu. Ich kam mir vor wie abgehängt. Schließlich ist Tussi doch meine Schwester. Kurzum, das erste Mal in meinem Leben war ich eifersüchtig – und ausgerechnet auf meine Schwester!
Da gab es nur einen Ausweg. Ich mußte mich gewaltig am Riemen reißen und Tussi beweisen, daß ich einen Familienvater vertreten kann. Ich holte ein, räumte auf und putzte unsere Schuhe.
An diesem Abend ging Großvater zu einer Versammlung, und wir beide saßen allein am Küchentisch. Tussi legte die Hand zärtlich auf meinen Arm. „Du, ein Bruder zählt bei mir mehr als zehn Alexander zusammen."
Ich ging in das Wohnzimmer und schaltete den Fernseher an, denn als Mann zeigt man keine Rührung.
Ein Tag blieb uns noch, bis Mutter wieder nach Hause kam. Tussi und ich erledigten alles, als wären wir schon immer dicke Freunde gewesen. Wenn ich ehrlich bin, ich habe erst jetzt entdeckt, was Tussi für eine fabelhafte Schwester ist – eigentlich ein richtiger Kumpel!
Als Mutter mit der kleinen Cäcilie nach Hause kam, nahm sie mich in die Arme und bedankte sich bei mir, weil bei uns alles beinahe wie am Schnürchen geklappt hatte. Tussi zwinkerte mir heimlich zu, aber sie sagte kein Wort. Das werde ich ihr nie vergessen.
Ich trug Cäcilie in ihr Körbchen und sah sie endlich genau an. Tussi stand neben mir.
„Cäcilie hat schon jetzt den gleichen energischen Zug um den Mund wie du", sagte ich, und das war ein großes Kompliment.



Zeichnung: Friedrun Weißbarth





Mit Emmy am Start!

Habt ihr diesen Zastava schon gesehen? Seit Mai dieses Jahres ist er auf den Straßen unserer Republik unterwegs. Und überall dort, wo er langsaust, erregt er einiges Aufsehen. Es ist ein waschechtes Rallye-Auto und immer dabei, wenn die Motorsportler unseres Landes um nationale und internationale Preise kämpfen.
Unser Rallye-Auto wohnt in Berlin-Mahlsdorf. Dort steht es in einer gemütlichen Garage und fiebert seiner nächsten Tour entgegen. Es wird gehegt und gepflegt, denn wenn es zum Rennen geht, muß es in Top-Form sein. Dafür sorgt Ulrich Draheim höchstpersönlich. Schon von Berufs wegen gehört sein Herz den Autos. Als Meister betreibt er eine Wagenpflege und gemeinsam mit seiner Frau Christa ist er Hobby-Rennfahrer auf Rallye-Kurs.
Sein Emmy-Auto wird nur zu den entsprechenden Veranstaltungen aus der Garage geholt. Dann jubelt der Motor und die Reifen rollen quietschvergnügt durch die Kurven. Ob Slalom oder Sprint – das Draheim-Team mischt meist in der Spitze mit. Allerdings gehen Rallye-Autos auch manchmal kaputt. So machte die Defekthexe den hoffnungsvollen dritten Platz bei der Messe-Rallye im Mai 1986 in Leipzig zunichte. Aber das ist schon wieder lange her. Wir drücken unserem Rallye-Team kräftig die Daumen und wünschen den Draheims Elefantenkräfte für den nächsten Start! Bereits in diesem Monat wird Emmy wieder über die Startlinie sausen.
Möchtet ihr einmal dabei sein? Wollt ihr vielleicht selbst einsteigen und sogar mitfahren? Kein Problem! Die Pioniere der Paul-Zobel-Oberschule in Berlin-Pankow hatten bereits das Vergnügen. Ihr Sammelfleiß wurde belohnt, der Schulhof zur Rallye-Strecke, die Fahrt zum rasenden Vergnügen! Und als die Kofferklappe aufging, da kamen noch viele, viele Preise zum Vorschein. Das alles könnt ihr auch haben! Emmy kommt euch mit 60 munteren Pferdestärken besuchen. Probiert es! Sammelt Sekundärrohstoffe, tragt euer Ergebnis auf unserem Sammelschein ein und schickt die ganze Sache an Redaktion „Frösi", Kennwort: Emmy-Rallye, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Im nächsten „Frösi"-Heft werdet ihr weitere Einzelheiten erfahren.
Und das sind weitere Gewinner, die zum Fototermin mit Elefant eingeladen wurden:
Paul-Niclas-Oberschule, Ziegendorf, 2851
29. Oberschule, Gera-Lusan, 6502
Otto-Buchwitz-Oberschule, Wolkenburg, 9614
Wilhelm-Pieck-Oberschule, Löbau, 8700
Friedrich-Engels-Oberschule, Bad Dürrenberg, 4203
„Frösi" wird darüber berichten.



Mein/Unser Sammelergebnis:

Stück Flaschen/ Gläser

kg Altpapier

kg Schrott

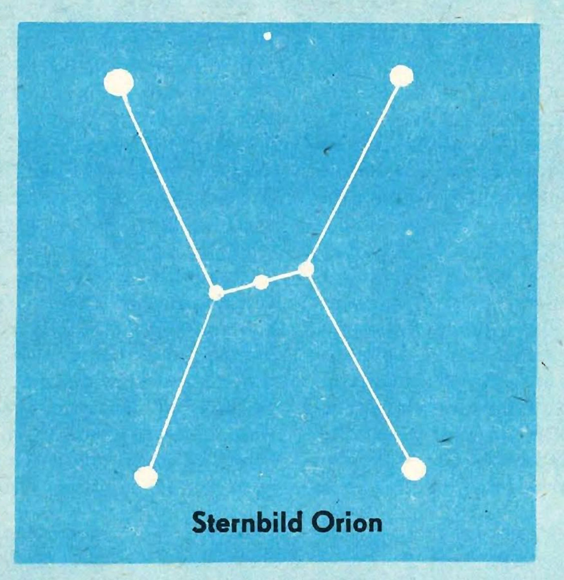
Stück Plasteflaschen

Bestätigung der Annahmestelle oder der Schule

Fotos: Werner Popp
Einzeichnungen: Horst Alisch
Text: Heinz Klensky/Frank Frenzel

Kosmische Heimat

Oft wird die Frage gestellt, wie unser Sonnensystem entstand. Mit wenigen Zeilen ist das nicht so einfach zu beantworten. Außerdem gibt es noch eine Reihe von Unklarheiten und Problemen. Dennoch können die Wissenschaftler heute schon das Wichtigste über die Entstehung und Entwicklung im Weltall und besonders in unserem Sonnensystem berichten, ohne sich dabei vielleicht in das Reich der Phantasie zu begeben. Dank der modernen Physik gibt es heute viele gesicherte Erkenntnisse und Wahrheiten, die vor etwa 30 Jahren noch nicht möglich gewesen wären.
Entstehung und Entwicklung sind uns keine fremden Begriffe. Wir kennen sie aus der Biologie und der Erdkunde. Wir können innerhalb von Tagen oder Wochen beobachten und studieren, wie sich eine Pflanze oder ein Tier entwickelt. In der Geschichte unserer Erde geht es nicht so rasch, das Antlitz – die Oberfläche unseres Planeten ändert sich erst in sehr, sehr langen Zeiträumen, in Jahrtausenden und Jahrmillionen. Wir wollen einmal von Vulkanausbrüchen, Erdbeben und Veränderungen durch Katastrophen absehen!
Etwas zum Wort „Entwicklung". In der Tier- und Pflanzenwelt hat dieses Wort eine ganz andere Bedeutung als in der Erdgeschichte oder der Astronomie. Bei Tieren und Pflanzen handelt es sich um eine organische Entwicklung, um Leben im wirklichen Sinne, die wir mit der Entwicklung der Erde und des Weltalls nicht vergleichen können. Wir übernehmen hier nur das Wort, den Inhalt müssen wir anders verstehen.
Wenn wir von der Geschichte des Sonnensystems sprechen, geht es nicht um Jahrtausende oder Jahrmillionen, sondern um Jahrmilliarden.
Unsere Erde hat ein Alter von ungefähr 4,6 Milliarden Jahren. Eine Milliarde – eine 1 mit 9 Nullen – erhalten wir, wenn wir eine Million mit 1000 multiplizieren. Eine Milliarde ist schon ein Zahlenungetüm, das wir uns nicht mehr so recht vorstellen können. Wer rechnet schon im täglichen Leben mit dieser Zahl? Angenommen, wir würden ununterbrochen – Tag und Nacht – zählen, immer eine Sekunde für eine Zahl – bis zu einer Milliarde benötigen wir 31 Jahre und 8 Monate. Noch ein anderes Beispiel: Stellen wir uns das Alter unserer Erde als eine lange Strecke vor, für jeweils ein Jahr 1 mm. Demnach hätte unsere Strecke eine Länge von 4 600 000 000 mm, das sind 4 600 000 m oder 4 600 km – die Entfernung von Berlin nach Alma-Ata, der Hauptstadt der Kasachischen SSR.
Astronomie ist nun einmal eine Wissenschaft der großen Zahlen. Das betrifft nicht nur die riesigen Entfernungen und Größen, sondern auch das Alter der Himmelskörper.
Mit Riesenteleskopen und Radioteleskopen ist der Mensch heute in gewaltige Weiten des Kosmos vorgedrungen, überall ist die Materie in verschiedenen Formen zu beobachten – als Sterne, Sternensysteme, aber auch als Gas und Staub zwischen den Sternen. Niemals aber können wir beobachten, wie sich ein Stern aus einem Urnebel bildet und sich entwickelt. Dazu brauchten wir Jahrmilliarden. Woher aber wissen wir, wie diese Entwicklung vor sich geht? Innerhalb eines Menschenlebens oder eines Jahrhunderts ist bei der Entwicklung eines Sterns keine Veränderung zu bemerken. Ähnlich verhält es sich, wenn wir innerhalb einer Minute feststellen sollten, wie ein Mensch allmählich älter wird und sich dabei verändert. Niemals ist dies möglich! Wenn wir aber mehrere Menschen – Kleinkinder, Kinder, junge und alte Menschen – beobachten, kann man sich ein Bild machen, wie sich der Mensch in seinem Leben entwickelt und verändert. Der Astronom kann sich aus den verschiedenen Objekten am Himmel ein gutes Bild über die Entwicklung der Sterne machen, kann die verschiedenen „Sternalter" sehr gut unterscheiden.
Welche Kenntnisse haben wir heute über die Entstehung unseres Sonnensystems – wie ist unser Stern mit den Planeten, Monden, Kleinplaneten, Kometen entstanden?
Wie man auf Himmelsaufnahmen sehen kann, ist der Raum zwischen den Sternen mit Materie erfüllt, die sich über riesige Räume im Kosmos ausdehnt. Wir sehen sie teils als leuchtende „Nebel", teils auch als Dunkelwolken vor einem hellen Hintergrund. Diese Nebel haben nichts mit den Nebeln auf der Erde zu tun, die wir über den Wiesen beobachten können, die aus ganz feinen Wassertröpfchen bestehen. Die kosmischen Nebel bestehen hauptsächlich aus Gas, zu einem geringen Teil auch aus Staub. Die Verteilung von Gas und Staub ist sehr ungleichmäßig, ist aber auf alle Fälle sehr dünn. Stellenweise gibt es Verdichtungen, auch diese sind keineswegs mit Gaswolken, wie wir sie von der Erde kennen, zu vergleichen. Betrachten wir diese Gas- und Staubmassen als den „Baustoff" für die Sterne und Planeten. Ein Naturgesetz lehrt uns: Nirgendwo gibt es einen Stillstand – alles ist in Bewegung. So kommt es in diesen Gas- und Staubansammlungen zu Wirbelbewegungen sowie allmählich zu Verdichtungen. Ein Musterbeispiel für eine derartige Gasansammlung ist der Nebel im Sternbild Orion, der schon mit einem Feldstecher oder einem kleinen Fernrohr zu erkennen ist. Beim genaueren Hinsehen bemerkt man derartige Verdichtungen – die Vorläufer für die späteren Sterne. Je größer die Verdichtung ist, desto größer wird auch die Geschwindigkeit dieser Wirbelbewegungen. Aus Berechnungen weiß man, daß die Geschwindigkeiten sehr groß sein müssen, damit es schließlich zur Bildung eines Sterns kommt. Möglicherweise betragen die Geschwindigkeiten mehrere Hunderte von Kilometern in der Sekunde.


Sternbild Orion

Aus diesem Urnebel ist eine größere Verdichtung entstanden, die wir als Ursonne bezeichnen wollen. Wie groß müssen wir uns diese Ursonne vorstellen? Auf alle Fälle viel größer als die heutige Sonne, etwa fünfzigmal so groß. Die Drehung der Ursonne um die eigene Achse war so groß, daß von der Gegend um ihren Äquator beständig Gas abströmte. Je dichter die Ursonne wurde, desto größer wurde die Drehung und damit das Abströmen des Gases, welches das „Material" für die Entstehung der Planeten lieferte.
Damit sind wir bei einem weiteren wichtigen Abschnitt angelangt: Es bilden sich die Planeten. Wir haben es jetzt nicht mehr nur mit einer Ursonne – einem dichten Urnebel – zu tun, sondern mit einer großen scheibenartigen Gaswolke. Eine wichtige Rolle spielen die Temperaturen, durch die bestimmte Produkte als feste Teilchen oder auch als Tröpfchen ausgeschieden werden, zum Beispiel bei 900 °C Eisen, bei einigen Grad über Null der Wasserdampf. Ursprünglich waren diese Verdichtungen noch klein, sie wuchsen aber durch Anlagerung anderer Teile immer mehr und erreichten mitunter Größen von einigen Metern. Diese Körper, die man in der Fachsprache Planetensimals nennt, bildeten die Vorstufe der Planeten und bewegten sich bereits um die Sonne.
Die kleineren Teile wurden von den größeren angezogen und es kam so zu immer größeren Ansammlungen. Es dauerte einige Millionen Jahre, bis sich Körper von einigen Kilometern Größe gebildet hatten. Immer mehr Teilchen vergrößerten die Körper und die zuerst noch lose zusammengefügte Materie konnte allmählich zu einem festen Körper zusammenschmelzen. Wir können jetzt bereits von Urplaneten sprechen. Woher kam die Wärme? Sie wurde durch die vielen aufstürzenden Körper erzeugt.
Gleichzeitig vollzog sich der Übergang von der Ursonne zur eigentlichen Sonne. Das beständige Zusammenziehen – also Kleinerwerden – der Sonne, durch das auch Wärme erzeugt wurde, mußt ja einmal aufhören. Jetzt erst wurde unsere Sonne, wie sie heute ist und die nächsten fünf Milliarden Jahre sein wird, geboren. Im Inneren der Sonne begann die Erzeugung der Energie (Licht und Wärme) durch sogenannte Kernprozesse. Durch die Umwandlung von Wasserstoff in Helium wird diese gewaltige Energie frei, die uns das Leben erst ermöglicht.
Auf ähnliche Weise dürften auch die Monde entstanden sein. So wie die Planeten, als sie sich gebildet hatten, ihre Bahn um die Sonne einschlugen, umkreisten die bedeutend kleineren Monde ihren Planeten. Unser Mond hat sich gleichzeitig mit der Erde gebildet.
Die zahlreichen Kometen sind wahrscheinlich solche Vorstufen der Urplaneten (Planetensimals). Die Kometenkerne bestehen noch aus einer Vielzahl von losen Teilchen, zu einem Urplaneten ist es hier nicht gekommen.
Unser Sonnensystem ist heute ein großes Forschungsfeld – ein Versuchsfeld. Fast 400 kg Gestein vom Mond befinden sich auf der Erde, von den Planeten besitzen wir großartige Bilder, die uns Planetensonden übermittelt haben. Dies hat uns bei der Erforschung der Geschichte unseres Sonnensystems ein bedeutendes Stück weiter gebracht. Gestein und Boden von anderen Planeten besitzen wir noch nicht. Dennoch gibt es auf der Erde reichlich Material aus dem Sonnensystem, das uns über vieles Auskunft geben kann: es sind die Meteorite, die vom Himmel gefallenen Steine, wie wir sie in Museen und naturkundlichen Sammlungen bestaunen können. Diese Meteorite sind nicht nur einfach Boten aus den Weiten des Sonnensystems, sondern können sehr viel aussagen über die Beschaffenheit unserer kosmischen Heimat vor Jahrmilliarden. Sie sind Boten aus einer frühen Zeit des Sonnensystems. Das sollten wir nicht vergessen, wenn wir nachts plötzlich eine „Sternschnuppe" über den Himmel huschen sehen. Natürlich kommt nur ein ganz geringer Teil davon zu uns auf die Erde, der aber den Forschern genügt, um die Geschichte des Sonnensystem zu erforschen.

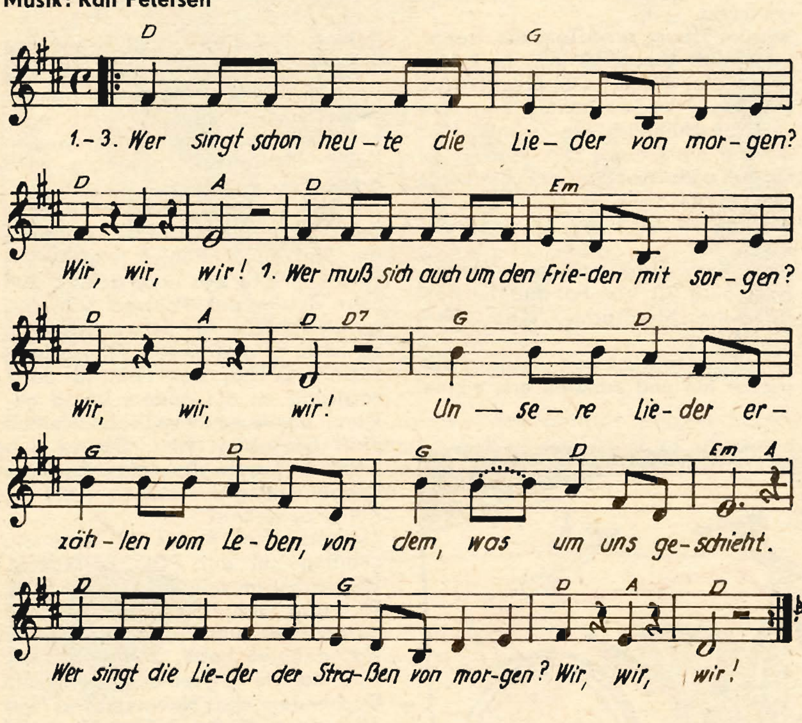
Arnold Zenkert

Zeichnungen: Karl Fischer

Wir, wir, wir



Textneufassung: Siegfried Mack/Dieter Brunner
Musik: Ralf Petersen



2. Wer singt schon heute die Lieder von morgen?
   Wir, wir, wir.
   Wer wird sich um seinen Weg selbst mit sorgen?
   Wir, wir, wir.
   Wir haben Freude und unsere Lieder
   und Arbeit genug – dort und hier.
   Wer singt die Lieder gemeinsam mit Freunden?
   Wir, wir, wir.

3. Wer singt die Lieder von heut' auch noch morgen?
   Wir, wir, wir.
   Wer weiß, daß es nicht genügt, sich zu sorgen?
   Wir, wir, wir.
   Wir sind schon viele, doch noch nicht genug.
   Jeden brauchen wir hier!
   Wer gibt der Taube die Kraft, um zu fliegen?
   Wir, wir, wir.



Der Stuhlkrieg

Habt ihr schon einmal etwas vom Stuhlkrieg gehört? Eine Schlägerei mit Stühlen – bums, krach und der Stuhl sprang auf dem Kopf des Gegners entzwei! Nein, so war's nicht! Aber der Stuhlkrieg fand statt. Wirklich.
Vor rund 160 Jahren war die kleine sächsische Stadt Rabenau im Gespräch. Die Rabenauer stellten Stühle zu Tausenden her und verdienten damit beträchtlich. Ihre Erzeugnisse waren begehrt – auch in Dresden, das nur wenige Kilometer entfernt lag. Die Stuhlbauer der Residenzstadt protestierten: Die Rabenauer liefern massenhaft Stühle in die Stadt. Wir, die Dresdner Meister, erleiden dadurch große Verluste!"
Die Dresdner Obrigkeit mußte eine Entscheidung treffen und sie beschloß: „Die Rabenauer haben sechs Pfennig für jeden Taler Warenwert zu zahlen!"
Aber die Stuhlbauer waren pfiffig: Sie schmuggelten nun Stühle „Made in Rabenau" an unbesetzten Punkten der Dresdner Stadtmauer ein –natürlich im Schutz der Dunkelheit.
Das ungesetzliche Geschäft ging einige Jahrzehnte gut und der „Stuhlkrieg" wurde mit einem Lächeln aufgenommen.
Die 750jährige Stadt stellt auch heutzutage Stühle, Sessel, Sofas her und nicht zu wenig. Jeder zweite Stuhl kommt aus Rabenau. Die Stuhlbauer schufen im Laufe der Jahrhunderte kleine Meisterwerke. Im Stuhlmuseum können Rohrstühle, Mehrsitzer, Dreibeiner, Bauernmöbel, aber auch Thronsessel bewundert werden. Ubrigens, Rabenauer Stühle stehen in der Dresdner Semperoper, dem Palast der Republik und vielen anderen bekannten Gebäuden unseres Landes.

Dietmar Sehn

Zeichnungen: Christine Klemke



Das rätselhafte Verschwinden eines erdbeerroten Fahrrades

In der Nacht wachte Tom von einem sonderbaren Geräusch auf. Es hörte sich an, als hole jemand Kohlen aus dem Keller.
Tom tastete nach dem Wecker. Es war genau zehn Minuten vor zwei. Wer holt um diese Zeit schon Kohlen aus dem Keller?
Leise stand Tom auf, zog seinen Bademantel über und schlüpfte in die Hausschuhe. Er horchte am Schlafzimmer der Eltern. Gleichmäßiges Schnarchen drang durch die Tür. Das war Vater. Tom überlegte, ob er ihn wecken sollte. Vielleicht war ein Einbrecher im Keller? Ein Kerl wie ein Baum, einen Meter neunzig groß, etwa 110 kg schwer, mit Muskeln wie Melonen ...
Alles Quatsch! Wenn das blinder Alarm war, würden alle über ihn lachen. Das fehlte noch! Schließlich war Tom schon zwölf und kein Baby mehr. Er wollte ja auch nur mal schnell in den Kellergang sehen. Wenn's gefährlich aussah, könnte er ja gleich die VP rufen.
Tom schloß die Wohnungstür auf, griff sich den Kellerschlüssel und stieg auf Zehenspitzen die Stufen zum Kellereingang hinunter. Sicherheitshalber hatte er seine Taschenlampe und Opas Spazierstock mitgenommen.
Unten angekommen, lauschte er erst einmal ein paar Sekunden. Stille. In der Ferne schlug eine Turmuhr.
Da – plötzlich polterte es wieder. Tom drückte sich erschrocken an die Wand und hielt den Atem an.
Was war das?
Das Poltern kam deutlich von links hinten. Dort befand sich auch ihr Keller. Tom nahm seinen ganzen Mut zusammen, schlich im Dunkeln den Gang entlang bis zur Tür des Familienkellers. Dann knipste er mit einem Ruck die Taschenlampe an und sagte mit heiserer Stimme: „Wer ist da? Kommen Sie sofort heraus! Und nehmen Sie die Hände hoch, wir haben Sie umstellt!"
Er wartete einen Moment. Niemand kam.
„Jetzt sind Sie wohl auch noch feige, wie? Dann muß ich Sie herausholen!"
Er wartete wieder. Nichts rührte sich. Nun wurde es Tom doch zu dumm. Er schloß ein wenig zittrig das Schloß auf und betrat den Keller. Mit der Taschenlampe suchte er Stück für Stück ab, den Spazierstock angriffsbereit erhoben.
Da – wieder polterte es. Einige Briketts fielen vor seine Füße. Blitzschnell leuchtete Tom auf den Kohlenhaufen.
Im Kegel des Scheinwerfers saß – eine schwarzweiß gefleckte Katze. Sie versuchte wieder und wieder von dem Kohlenberg herunterzukommen, was ihr aber nicht gelang, weil sofort sämtliche Briketts ins Rutschen gerieten.
Erleichtert legte Tom den Spazierstock weg. Er krabbelte auf dem Kohlenberg herum und rettete die arme Katze aus ihrer Lage. Dankbar leckte sie ihm dafür die Hand ab, was furchtbar kitzelte. Tom setzte das Tier auf den Gang und leuchtete noch einmal alles ab. Und da sah er es ...
Das heißt, er sah eben nichts mehr von seinem schönen nagelneuen Fahrrad, das gestern noch neben dem Kohlenberg stand. Er selbst hatte es hier eingeschlossen, zusammen mit seinem Freund Jens. Dabei hatten sie noch festgestellt, daß Toms Kellerschlüssel auch in ein Vorhängeschloß paßt, das Jens auf der Straße vor dem Haus gefunden hatte. Jetzt kann ich ja bei euch einbrechen, hatte Jens noch aus Spaß gesagt ...
Tom war ganz übel vor Schreck. Er hatte sich so sehr über sein neues Fahrrad gefreut. Lange schon verzichtete er auf viele angenehme Dinge wie Eis, Bonbons oder Kino. Jeden Pfennig hatte er gespart – und den Rest hatten Vati und Mutti zugesteuert.
Wie im Traum stieg Tom die Treppe hoch. Was konnte er jetzt tun? Mitten in der Nacht! Ob er jetzt Vati und Mutti wecken sollte? Klar, das war ja schließlich ein Grund! Und was für ein Grund! Die Familie saß im Schlafzimmer auf der Bettkante und dachte nach.
„Sollen wir nicht die VP anrufen?" fragte Tom.
Aber doch nicht jetzt, mein Junge. Schließlich ist ein Fahrraddiebstahl ja keine Mordsache." Der Vater gähnte.
„Am besten, wir legen uns jetzt alle wieder hin und schlafen erst einmal bis zum Morgen. Dann sehen wir weiter!"
Schlafen – der Vater hatte gut reden. Tom konnte während der ganzen Nacht kein Auge schließen. Als endlich der Morgen dämmerte, hatte er genau überlegt, wer als Dieb in Frage kommen könnte ...
Da das Schloß an der Kellertür nicht aufgebrochen war, konnte also nur jemand der Täter sein, der irgendwann einen Schlüssel hatte, oder von Tom und der Familie in den Keller hineingelassen wurde. Und da gab es nur drei Möglichkeiten ...
Erstens: Frank Retzke, beschäftigt beim VEB Kohlenhandel. Er hatte am Tag zuvor Kohlen angeliefert. Tom erinnerte sich noch genau, daß Herr Retzke das Fahrrad sehr bewundert hatte. Als Junge, so sagte er, hätte er auch so ein Fahrrad besessen. Er hat das Fahrrad dann vorsichtig an die andere Wand gelehnt, damit es beim Kohleschütten nicht beschädigt wird. Ob er vielleicht vergessen hat, das Rad am Schluß wieder an seinen Platz im Keller zu stellen?
Zweitens: Tino Koller, 17 Jahre alt, Lehrling bei der PGH Farbtupfer. Tino wohnt im selben Haus wie Tom. Er hatte sich den Kellerschlüssel ausgeliehen, um eine Leiter, die er sich geborgt hatte, zurückzustellen. Tino malerte mit seiner Brigade den Dachboden des Nebenhauses, war also ganz in der Nähe. Vielleicht hatte er etwas gesehen?
Drittens: Jens, Toms Freund, besaß einen passenden Schlüssel zum Keller (von dem zufällig gefundenen Vorhängeschloß). Er wohnte nur zwei Häuser weiter und wünschte sich schon lange ein Fahrrad. Aber er brachte es nicht fertig, so konsequent wie Tom zu sparen. Ein Eis hier, ein kleines Auto dort – das Taschengeld blieb nie lange in seiner Sparbüchse. Vielleicht hatte sich Jens das Rad nur mal ausgeliehen, zum Probefahren?
Als Tom soweit mit seinen Überlegungen gekommen war, beschloß er, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Der Vater hatte versprochen, gleich nach Dienstschluß zur VP zu gehen und den Diebstahl zu melden. Aber vielleicht konnte Tom bis dahin schon den Dieb ermitteln? Tom beschloß, sehr klug vorzugehen. Niemand sollte merken, daß er heimlich Detektiv spielte. Als ersten suchte Tom gleich nach Schulschluß den Kollegen Retzke auf dem Kohlenhof auf. Er hatte Glück, Retzke machte gerade Pause und erinnerte sich auch sofort an Tom.
Nun war Tom bei allen gewesen, die ihm in der Sache weiterhelfen könnten. Aber keiner wollte etwas damit zu tun haben. Wie er so ge-





„Das tut mir aber leid, mein Junge. So ein schönes Fahrrad! Nein, ich habe ganz bestimmt nicht vergessen, das Rad zurück in den Keller zu schieben als ich fertig war. Ich erinnere mich ganz genau, es stand neben dem Kohlenhaufen. Das war so gegen 14.00 Uhr."



„Mann, wie kommst'n auf die Idee! Ich leih mir doch nicht dein Fahrrad, ohne dich zu fragen! Klar, fahren würd' ich gern mal damit. Aber einfach nehmen? Ich bin doch dein Freund!"



„He, was willst'n du hier?" begrüßte Tino Koller Tom, als er an dessen Wohnungstür klingelte. „'n Fahrrad ist weg? Pech! Nee, ich hab nischt jesehen. Als ich die Leiter bei euch rinjestellt habe, war die Karre schon weg. Wär mir ja uffjefalln, so 'ne erdbeerrote Kiste! Hab dein Rad noch nie jesehen, interessiert mich ooch nich, ich steh mehr uff Moped und sowas!"

dankenversunken im Hausflur stand, schnurrte wieder die kleine schwarzweiß gefleckte Katze um seine Füße. Jens kniete sich hin und streichelte sie. Tino Koller kam mit Getöse die Treppe herunter und schob die Jungen unsanft zur Seite.
„Platz hier, wenn Erwachsene kommen!" Als er die Katze sah, wollte er sie mit dem Fuß wegschieben.
„Wat macht'n die wieder hier? Wie iss'n die rausgekommen?" stutzte er.
„Ich habe sie heut nacht befreit", sagte Tom stolz.
„Ganz schön blöd", knurrte Tino. „Die pinkelt bloß ins Treppenhaus, das Vieh!" Fröhlich pfeifend ging er hinaus.
„Was willst du denn jetzt machen?" fragte Jens seinen Freund.
„Weißt du schon, wer es war?"
Tom schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Aber laß uns einmal in Ruhe überlegen ..."
Herr Retzke behauptete, das Fahrrad zurückgestellt zu haben. Beweisen konnte er das nicht. Erwachsene sind schrecklich vergeßlich. Vielleicht irrte er sich?
Tino Koller behauptete, das Fahrrad nicht zu kennen, weil es nicht mehr im Keller stand, als er die Leiter zurückbrachte. Außerdem wollte er ein Moped haben und kein Fahrrad.
Jens behauptete, er hätte Tom gefragt, wenn er sich das Rad ausleihen wollte. Ob es ihm vielleicht peinlich war, sein Versäumnis zuzugeben?
Tom seufzte. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen! Na klar, so mußte es gewesen sein ...
„He, was ist denn mit dir los?" fragte Jens erschrocken, als Tom aufsprang.
„Komm mit, ich weiß jetzt, wer mein Fahrrad gestohlen hat! Das muß ich gleich Vati erzählen!"
Noch bevor Jens etwas erfahren konnte, sauste Tom davon.

•

Na, und ihr? Habt ihr inzwischen auch herausgefunden, wer der Fahrraddieb ist? Seht euch noch einmal die Aussagen und die Bilder ganz genau an. Insgesamt dreimal verrät sich der Täter! Aber das habt ihr mit kriminalistischem Scharfblick sicher längst erkannt – oder? Wenn ja, dann schreibt die drei Beweise auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 30. November 1986 an die Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: Fahrraddieb! Es warten viele schöne Preise auf euch!

SIBYLLE DURIAN

Zeichnung: Karl Fischer

Die verschobene Hochzeit 2. TEIL

Text:
Frank Schumann
Zeichnungen:
Klaus Tschirntsch

Die Situation um den 13. August 1961

– Am Sonntag, dem 13. August 1961, 0.00 Uhr wird vom Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsrates der DDR, entsprechend der in den Tagen zuvor gefaßten Beschlüsse, Alarm ausgelöst. Gemäß ihren Einsatzbefehlen rücken Verbände der NVA und Bereitschaften der Volkspolizei in die zugewiesenen Abschnitte. Einheiten der Kampfgruppen aus Berlin sowie den Bezirken Potsdam und Frankfurt/Oder beziehen ihre Einsatzpunkte an der 162 km langen Staatsgrenze zu Westberlin.

– In wenigen Stunden ist von den Kampfgruppen der Arbeiterklasse die Grenze zuverlässig geschützt.

– Für den Fall des Eingreifens der NATO-Armeen, die in den vorangegangenen Monaten wiederholt mit der Bundeswehr in gemeinsamen Manövern eine Aggression gegen die DDR probten, halten sich die in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte bereit, um einer Aktion entgegentreten zu können.

– Innerhalb kurzer Zeit wird das Berliner Verkehrsnetz umgestellt und der S- und U-Bahn-Verkehr nach Westberlin unterbrochen.

– Am darauffolgenden Tag läuft die Produktion planmäßig weiter.

– „Nur gemeinsam mit zahllosen freiwilligen Helfern und getragen vom Verständnis der überwältigenden Mehrheit der Werktätigen ließ sich eine solche Operation bewerkstelligen", schrieb Genosse Erich Honecker später in seiner Autobiographie „Aus meinem Leben".

1. Es ist noch still an diesem 13. August 1961. Wolfgang Krüger steht auf der Wiener Brücke. Zur rechten, schon auf dem Territorium der DDR-Hauptstadt, liegt der Osthafen. Ausgeträumt, denkt der Schlosser aus dem EAW, den kriegt ihr auch nicht wieder.

2. „Wie lange wollen wir hier noch stehen?" erkundigt sich einer der Genossen beim Zugführer. „Hier muß ein Grenzzaun her."

3. „Hast du einen?" Jürgen Süptitz, der nahebei steht, ruft dem Frager zu: „Die Grenze rund um Westberlin ist mehr als 150 Kilometer lang."
Maschendraht, Maschendraht, schießt es Wolfgang durch den Kopf. Im Treptower Park, nicht weit vom Betrieb, gibt es ein umzäuntes Gehege.
„Und was machen wir mit den Hirschen und Rehen?" fragt der Zugführer.
„Die geben wir zeitweilig zu Professor Dathe in den Tierpark in Pension sozusagen!"
Ein Teil der Kämpfer wird in den Treptower Park zur Erfüllung dieser Aufgabe abkommandiert.



4. Inzwischen ist die Stadt erwacht. Die ersten Passanten schauen neugierig zur Brücke.

5. „Bleibt ruhig, Genossen. Es kann zu Provokationen kommen." Der Zugführer geht noch einmal von Mann zu Mann und gibt Hinweise. Zwei Jugendliche schlendern langsam über die Brücke. Die engen Niethosen bedecken nicht ganz ihre Ringelsöckchen, wie Elvis Presley hängt ihnen eine Schmalzlocke in die Stirn. Einen Meter vor Wolfgang bleiben sie stehen.
Der eine fingert aus der Brusttasche seines grellbunten Hawaii-Hemdes eine Schachtel „Camel", schnippt eine Zigarette lässig daraus hervor und reicht sie Wolfgang. „Der Duft der großen, weiten Welt. Mal probieren?" Wolfgang verzieht keine Miene. „Dann nicht", grinst der Bursche und klemmt sich selbst eine in den Mundwinkel. Nachdem er den ersten Zug genommen hat, bläst er den Rauch demonstrativ in Wolfgangs Gesicht.

6. Der andere folgt seinem Beispiel. „Eh, Männeken, wat soll det überhaupt? Wieso biste nich bei Muttan frühstücken, statt inne Knobelbecher rumzuhopsen?" Er macht einen Schritt vorwärts und tritt, wie aus Versehen, Wolfgang auf den Fuß. Der kräftige Klaus hat alles beobachtet und geht gelassen zu seinem Freund. Er überragt nicht nur Wolfgang, und seine Schultern sind fast so breit, wie die beiden Provokateure zusammen. Als er neben Wolfgang steht, beginnen die beiden verlegen zu lächeln. „Man wird sich wohl noch unterhalten dürfen. War doch nur Spaß, eh." „Klar, eh" grinst Klaus zurück. „Und nun verdrückt euch. Aber ein bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf!" Die beiden machen auf dem Absatz kehrt. Klaus und Wolfgang schauen ihnen nach. „Große Klappe, nichts dahinter." Wolfgang nickt. „Doch stell' dir mal vor, die hätten eine Pistole gezogen. Mir ist nicht nach Schießen zumute." Klaus schweigt nachdenklich. Nach einer Weile sagt er: „Uns allen nicht. Deshalb stehen wir ja hier."

7. Karin Geschke hört inzwischen im Radio, daß die Grenzen geschlossen wurden. Es kann eine Weile dauern, ehe Wolfgang zurückkommt.



8. „Was soll ich bloß machen? Der Standesbeamte und meine Kollegen werden warten. Außerdem: der viele Kuchen?" Der Vater Wolfgangs erhebt sich. „Ich rufe ganz einfach an und sage ab. Und den Kuchen bringst du unseren Genossen Kämpfern."





9. Ein Laster rumpelt das Wiesenufer entlang und hält an der Wiener Brücke. Auf einem Thron aus Maschendraht und Pfählen hocken Jürgen und die anderen Kämpfer, die im Treptower Park waren. In wenigen Minuten sind die Drahtrollen und die Pfosten abgeladen, ohne daß dabei die Genossen die Brücke auch nur für einen Moment aus den Augen ließen.



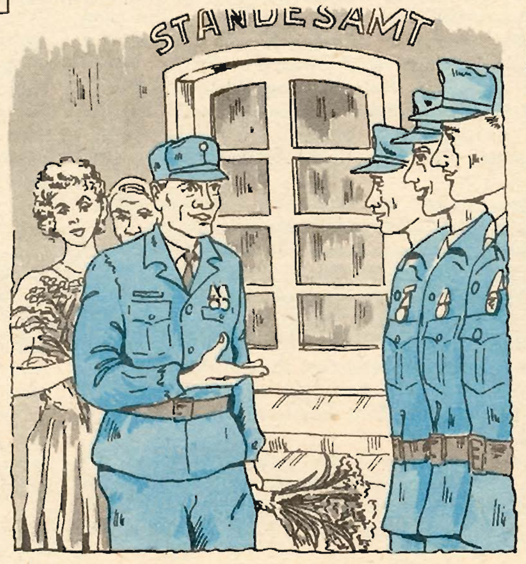
10. Rasch sind die Spaten am Fahrzeug verteilt und die Abstände ausgeschritten. Schon beginnen die Männer, die Löcher für die Grenzpfähle auszuheben. „Du wolltest morgen heiraten, Genosse Krüger?" Wolfgang schreckt auf. Vor ihm steht der Kommandeur der Hundertschaft. „Und ich kann dir noch nicht einmal sagen, wann du wieder nach Hause kommst. Eines allerdings verspreche ich dir: Bei deiner Trauung sind wir alle mit dabei!"

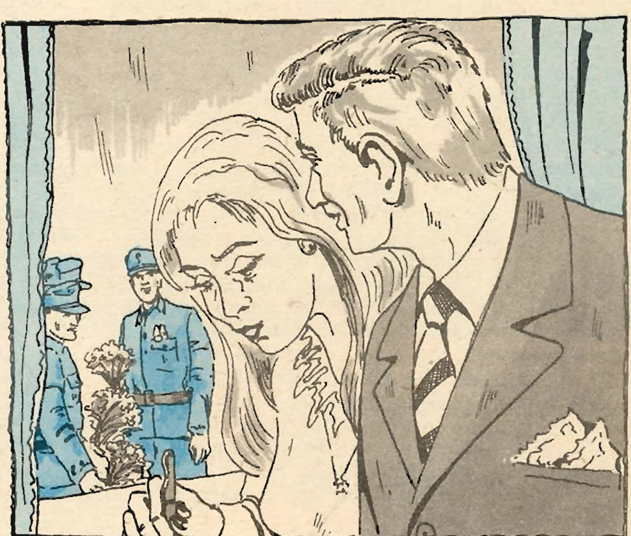
11. Siebenmal noch zieht der Zug in den nächsten Tagen zur Wache an die Staatsgrenze. Dann lösen andere Grenzsicherungskräfte die Kampfgruppen ab.



12. Mit zweiwöchiger Verspätung findet schließlich die Hochzeit von Wolfgang und Karin statt. Vor dem Standesamt tritt die Hundertschaft an. Der Kommandeur hat tatsächlich Wort gehalten. „Unser Brautpaar – es lebe hoch!!" Karin blickt erschrocken Wolfgang an: „Die verwechseln uns!" Wolfgang schüttelt lachend den Kopf. „Wir sind durchaus gemeint, meine Liebe. Das ist nämlich meine, unsere Hundertschaft!"

ENDE







Der Biß in die Kette

Seit der Anker im Hafen von Frohse bei Schönebeck gelichtet worden ist, sind drei Tage verstrichen. Zumindest neigt sich nun der dritte Tag auf der Elbe unweigerlich seinem Ende entgegen. Die Sonne geht gerade unter, als das Motorschiff „Güstrow" am Schloß Pillnitz vorüberfährt. Bei Anbruch der Dämmerung wird Pirna passiert.

Jetzt, bei Einbruch der Finsternis, kommt die Felskulisse der Bastei in Sicht. Sie hebt sich vom stahlblauen Nachthimmel ab wie ein riesiger Scherenschnitt. Frank, der Lehrling an Bord, lehnt sich gegen den Rettungsring, der am Steuerhaus hängt. Er läßt sich von den steil aufragenden Sandsteinfelsen, den tiefen Schluchten und vom Mond, der die Szene mit einem geheimnisvollen, romantischen Silberschein überzieht, gefangennehmen. Es ist Franks erste große Tour. Die alten Hasen lassen ihn dies merken. Nennen ihn Moses. MS „Güstrow" nähert sich Rathen. Die weite Kurve zur Festung Königstein öffnet sich. Zunächst sind noch Straßenlaternen irgendwo am Ufer zu sehen, wenig später herrscht völlige Finsternis. Der Bootsmann und Frank gehen entlang des schmalen Laufsteges vor zur Spitze des Schiffes. Halten Ausschau nach Fahrwassermarkierungen. Frank versucht, die im Fluß befestigten, an der Oberfläche schwimmenden rotweiß gestrichenen Stöcke als erster zu sichten. Hat er einen erspäht, schaltet er sofort den Scheinwerfer an. Der Mann hinten am Steuer orientiert sich daran.

Frank schaut zur Armbanduhr. Es ist bereits 20.00 Uhr. Der Käpt'n jedoch schiebt den Feierabend weiter hinaus. Erst in Bad Schandau wird festgemacht. Gegen 22.30 Uhr fällt Frank in die Koje. Er kann allerdings nicht sofort einschlafen. Denkt wieder und wieder an den morgigen Tag. An diesem steht ihm, dem sogenannten Erstbefahrer der Strecke, die Elbtaufe bevor. Und Frank weiß nicht, was dabei geschehen soll – mit ihm. Der Käpt'n, der Boots-, aber auch der Steuermann, der ihm sonst schon viele Tips gegeben hat, hüllten sich, was dieses Thema betraf, in Schweigen. Über die Äquatortaufe auf Ozeanriesen, da weiß Frank Bescheid.

Um 5.45 Uhr weckt der Käpt'n die kleine Mannschaft. Lautstark. Nicht überhörbar. Mit dem Signalhorn. Ihn drängt Ungeduld. Er will gern der erste sein am Grenzkontrollpunkt bei Schmilka. Frank springt aus der Koje. Während er sich die Sachen überzieht, spürt er, wie unterm Hemd sein Herz heftiger zu pochen beginnt. Nun also, nun ist der lang ersehnte Tag heran. An Deck indes fällt die Begrüßung äußerst knapp aus. Mit verbissenem Gesicht versucht der Steuermann den Motor anzuwerfen, der die Ankerkette heraufziehen soll. Jedoch der springt und springt nicht an. Es ist zu kalt. Sogar die Finger werden steif. Zwei Hilfszünder, die wie Blitzknaller aussehen, werden in den Motorsockel geschraubt. Kaum sitzen sie fest, reißt Frank die Anlasserkurbel durch. Knallende Geräusche. Frank kuppelt. Die schwere Kette bewegt sich. Der Steuermann läßt das Schiff behutsam anfahren. Der Anker hebt sich vom Grund, schmiegt sich an die Bordwand.

Um 7.30 Uhr ist die Grenze erreicht. Tatsächlich, noch ist kein weiteres Schiff zu sehen. Erneut wird der Anker geworfen und, nachdem die Männer vom Zoll von Bord sind, wieder gelichtet. Frank schlägt die vom Tau überzogene Schiffsglocke an und zieht am zehn Meter hohen Toppmast die Flagge der Reederei empor. Der Reise in die ČSSR schwimmt nichts mehr im Fahrwasser entgegen.

„Na, dann wollen wir mal deine Elbtaufe vorbereiten", erklärt unvermittelt der Käpt'n.

Frank horcht gespannt auf. „Punkt eins", hört er den Käpt'n sagen: „Ein Glied der Ankerkette muß so poliert werden, daß es blitzt. Schmirgelleinwand und Drahtbürste liegen in der Werkzeugkiste. Und bring am besten gleich Kleingeld mit, nicht so wenig. Das brauchst du nachher. Und alles, wenn ich bitten darf, ein wenig schnell. Bei der Stromschnelle ‚Zum heiligen Nepomuk' wird es ernst."

Frank läuft los, denkt bei sich: Das werd' ich packen. Und schon schrubbt er das stumpfe, rostige Eisen – bis es glänzt. Kaum hat er die Schmirgelleinwand zur Seite gelegt, da weist der Bootsmann in die Ferne: „Dort vorn – die weiße Figur, die auf der Felsnase des steil aufsteigenden Ufers steht, das ist Nepomuk."

„Jetzt zu Punkt zwo der Elbtaufe", sagt der Käpt'n. „Welchselbiger verlangt einen kräftigen Biß in die Ankerkette. Genau in dem Augenblick, wenn wir an Nepomuk vorüberfahren. Nepomuk ist nämlich der Schutzpatron der Böhmen – und der Binnenschiffer. Dies seit vielen Jahrhunderten."

Als MS „Güstrow" am Nepomuk vorübergleitet, hebt der Käpt'n die Mütze von seinem Kugelkopf, wünscht sich und dem Schiff stets gute Fahrt.

„Na, los", sagt da der Bootsmann, „jetzt du."

Frank beugt sich über die Ankerkette, stützt sich mit den Händen ab und legt zunächst nur seine Lippen auf das blinkende Kettenglied. Kälte dringt in ihn. Frank zögert, mit den Zähnen das Metall zu berühren. Doch da drückt er sie, ohne es selber recht zu wollen, gegen das Eisen. Und – er ist erleichtert, richtet sich gelassen auf, als wäre eine tonnenschwere Last im Fluß versunken, und schaut hinüber zu Nepomuk, der weiter und weiter zurückbleibt.

Frank fingert das in der Hosentasche verstaute Kleingeld hervor und wirft es in hohem Bogen über die Schulter. Hinab in die Fluten, die am Bug aufschäumen.

„Nun müßte", sagt der Käpt'n, „um Vollständigkeit zu garantieren, ein Eimer mit Elbwasser ausgetrunken werden. Bis auf den Grund." Er fügt jedoch sofort hinzu: „Dieser Punkt kann umgangen werden, wenn der Täufling verspricht, beim nächsten Landgang die Mannschaft zu überraschen."

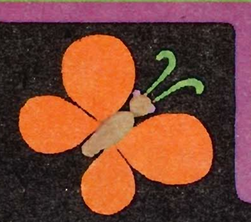
Frank nickt erleichtert, worauf der Bootsmann stürmisch den Arm schwenkt. Als Zeichen für den Steuermann, daß die Elbtaufe glücklich bestanden ist.

„Denn man tau!" sagt der Käpt'n und legt Frank die Hand auf die Schulter. „Ab heute haben wir also einen Schiffer mehr auf dem Fluß. Moses ade!"

Hans-Joachim Krenzke

Fotos: Jürgen Blume

BOUTIQUE



MINI-RUCKSACK

Wie eine große Flechtarbeit sieht dieser lustige Mini-Rucksack aus. Er wird auch nach diesem Prinzip angefertigt.

Zum Wandern, bei einer Radtour oder für die Reise könnt ihr das praktische Ränzlein schnüren. Besorgt euch dazu: 5 m blaues und 5 m weißes Gurtband (3 cm breit), 2 Haken, 2 Ösen, Kordel zum Durchziehen, eine Schere.

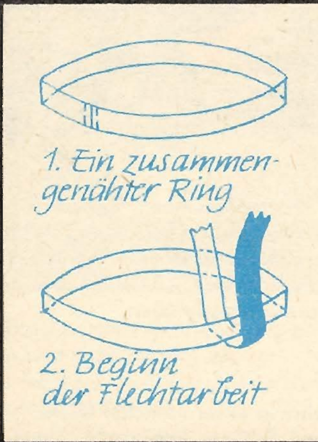
So wird es gemacht: 6 blaue Bänder á 60 cm, 2 weiße Bänder á 60 cm, 1 blaues Band á 1,20 cm (Träger), 10 weiße Bänder á 52 cm werden zugeschnitten.

Zuerst werden die senkrechten Bänder nebeneinandergelegt: 2x blau, 1x weiß, 2x blau, 1x weiß, 2x blau. Nun die weißen Bänder (52 cm) zum Ring zusammennähen. Dann wird der erste weiße Bänderring bis zur Mitte durch die senkrechten Bänder geflochten, sie werden zur Hälfte gelegt und es entsteht der Boden des Rucksackes. Nun wird Ring auf Ring in die Bänder eingeflochten.



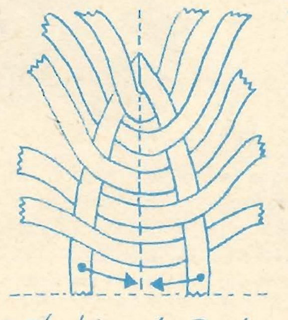
Damit unsere Flechtarbeit den nötigen Halt bekommt, wird der obere Rand abgesteppt. Den blauen Trägergurt jetzt zur Hälfte legen und die Mitte des Gurtes an der oberen Mitte des Rucksackes festnähen. Damit die Arbeit einen sauberen Abschluß bekommt, wird der Rand mit einem weißen Band eingefaßt. Zieht oben eine Kordel durch, näht an der unteren Seite rechts und links die Ösen und an die Trägergurte die Haken an. Fertig!

Ihr könnt diesen Rucksack mit der Hand nähen oder laßt euch von Mutti oder Oma mit der Nähmaschine helfen.



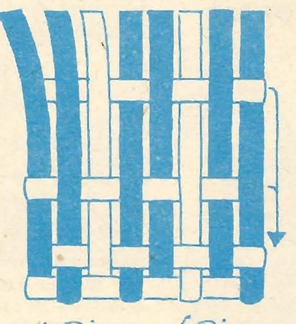
1. Ein zusammengenähter Ring

2. Beginn der Flechtarbeit





3. Flechten des Bodens (von oben gesehen)



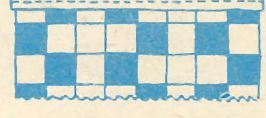
4. Ring auf Ring wird eingeflochten.



5. Der obere Rand wird abgesteppt



6. Trägergurte befestigen



7. Der Rand wird mit weißem Band eingefaßt



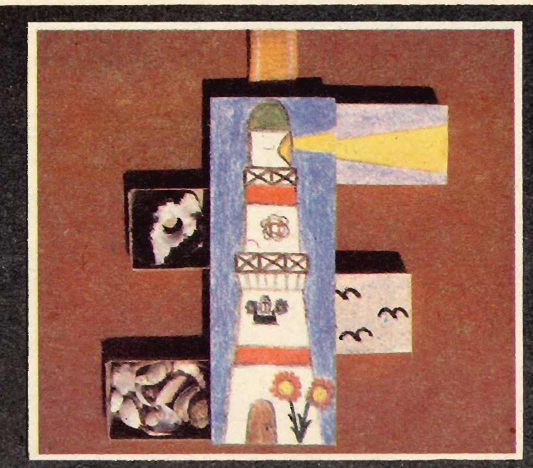
8. Haken und Ösen annähen und Kordel einziehen

Überraschungsturm

Eine originelle selbstgebastelte Überraschung ist dieser Leuchtturm. Darin lassen sich bunte Steine, Muscheln und andere kleine Ferienerinnerungen aufbewahren oder verschenken. An der Rückseite mit einem breiten Band beklebt, könnt ihr den Leuchtturm auch ins Zimmer hängen.

So wird er gemacht:

Mehrere leere kleine Schachteln gleicher Größe werden mit den Seitenflächen aneinandergeklebt. Entsprechend ihrer Größe wird auf Zeichenkarton ein Motiv gemalt, z. B. ein Leuchtturm. Dieses wird obenauf geklebt. Da alle Schachteln zu öffnen sind, könnt ihr sie bemalen oder füllen. Muscheln, Perlen, kleine Steine oder Bonbons passen hinein.



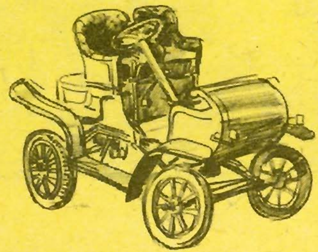
Text und Anfertigung: Waltraud Borchardt, Regina Krenzke

Zeichnungen: Heide Hoeth

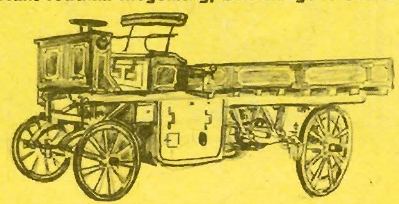
Foto: Werner Popp



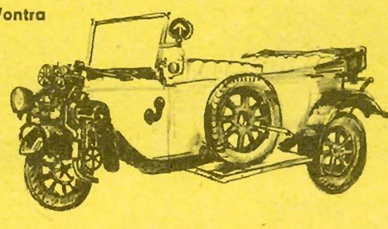
Text: Hans-Joachim Riegenring, Zeichnungen: Gerhard Vontra



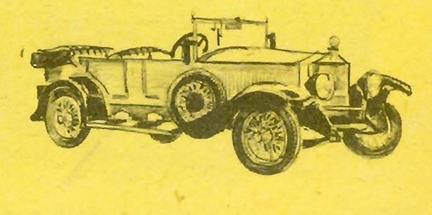
Klein, wendig, pflegeleicht, rasant: Der Urgroßvater des Trabant.



Schon ist die Gütertaxe da. Expreßdienst! 15 km/h!



Wozu vier Räder? Will man sparen, kann man auch auf drei Rädern fahren.



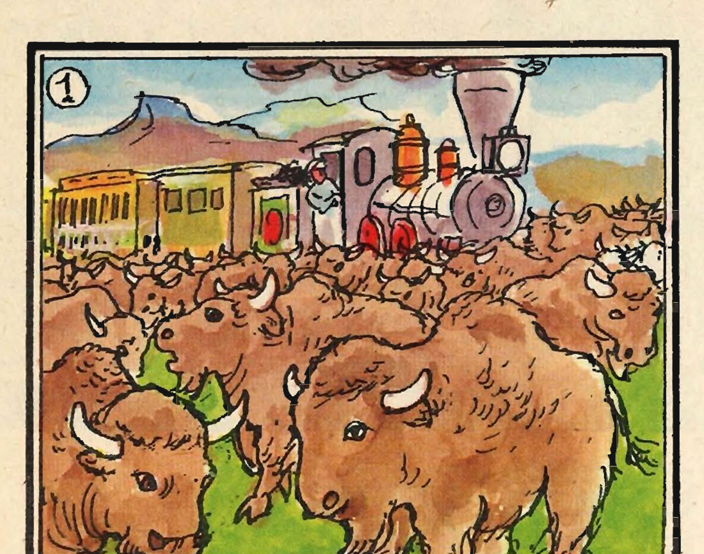
Auch dieser Schlitten stammt aus vergangenen Zeiten. Doch würde heute noch man dich um ihn beneiden.

In 80 Tagen um die Erde

Frei nach dem Roman von Jules Verne erzählt und gezeichnet von Hans Betcke

TEIL III: Der Überfall

Phileas Fogg, der gewettet hat, er könne in 80 Tagen rund um die Welt reisen, ist mit seinem Diener Passepartout von London aus über Indien und Japan an die Westküste Amerikas gelangt. Entgegen allen Hindernissen hat er seinen Zeitplan eingehalten. Auda, eine junge Inderin, vor dem Feuertod gerettet, begleitet ihn. Der Detektiv Fix, der Fogg für einen gesuchten Bankräuber hält, ist mit dem Haftbefehl immer in der Nähe, darf aber unseren nichtsahnenden Weltreisenden erst auf englischem Boden festnehmen.



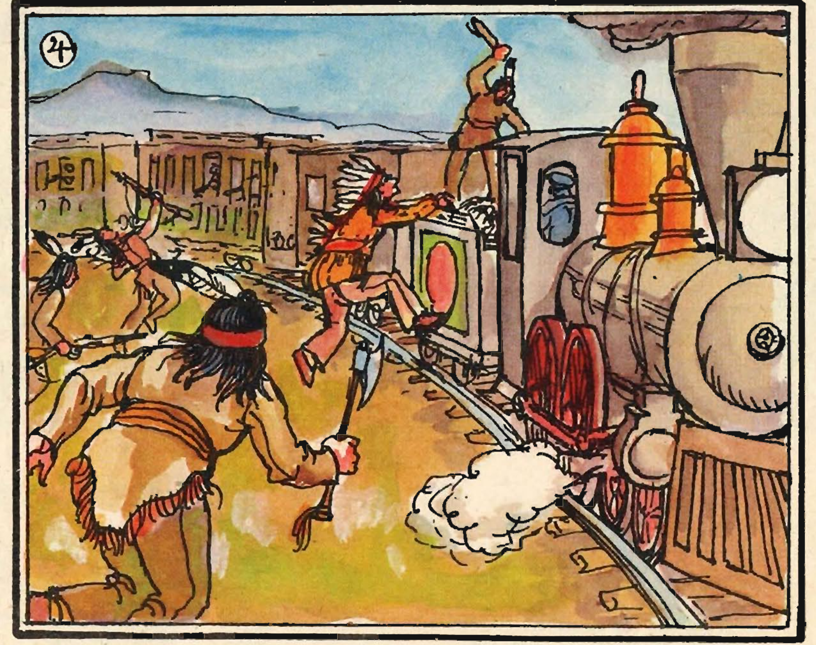
1. Sieben Tage braucht die Pazifik-Bahn von San Francisco bis New York. Am zweiten Tag versperrt eine zehn- bis zwölftausendköpfige Bisonherde die Strecke. Mehrere Stunden lang ziehen sie vorüber. Der Maschinist hat keine Wahl. Er muß geduldig warten.

2. Wahrhaft gefährlich ist das nächste Abenteuer. Eintausendvierhundert Meilen sind zurückgelegt – da hält der Zug auf freier Strecke. Der Bahnwärter gestikuliert aufgeregt: Die Brücke über den Bergstrom bei Medicine Bow droht zusammenzubrechen.



3. „Mit Höchstgeschwindigkeit dürften wir hinüberkommen", hofft der Maschinist. Die Passagiere sind bereit, das Risiko einzugehen. Der Zug setzt eine Meile zurück. Ein Pfiff – die höllische Fahrt beginnt. Das Tempo steigert sich. Fast ist es, als flöge man über die Schienen ... Hinter dem letzten Wagen kracht die Brücke mit Getöse in die Stromschnellen.

4. Kurz nach Plum Creek, bei langsamer Fahrt in einer scharfen Kurve, werden die Fahrgäste durch wildes Geschrei und Schüsse überrascht. Sioux-Indianer sind auf die Lokomotive gestürzt. Andere springen auf die Wagen. Ein heftiger Kampf entbrennt. Auf beiden Seiten gibt es Opfer.

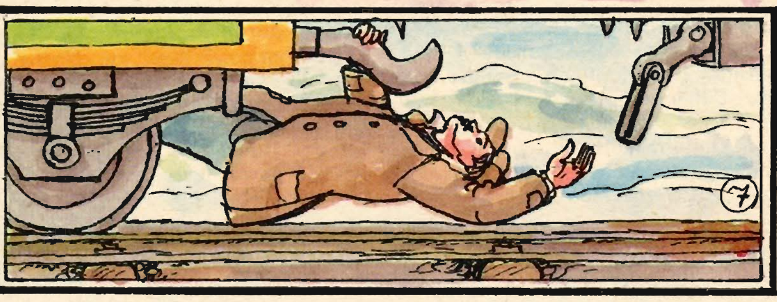


5. Die Indianer haben ihre bitteren Erfahrungen mit den Weißen gemacht und mißtrauen allen, die ihr Land durchqueren.





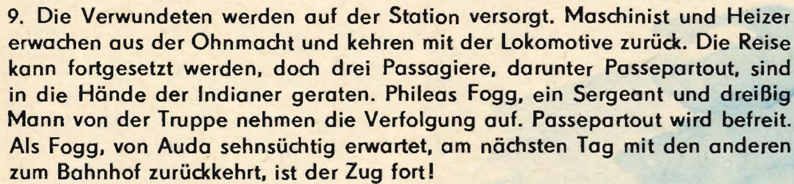
6. Der Häuptling will die Bahn zum Stillstand bringen. Mit dem Regulator nicht vertraut, öffnet er das Dampfventil, anstatt es zu schließen. Die Lokomotive gerät ins Rasen. „Wir sind verloren, wenn der Zug nicht in fünf Minuten zum Stehen kommt", schreit entsetzt der Schaffner.



7. Passepartout reißt eine Tür auf, entschlossen hängt er sich unter den Wagen und arbeitet sich bis zum Gepäckwagen vor. Dort löst er die Kupplung, ein heftiger Stoß der Lokomotive hilft ihm. Allein rast sie weiter bis über die Station Kearnley hinaus. Die Wagen werden langsamer.

8. Soldaten aus dem nahen Fort, durch die Schüsse aufgeschreckt, machen der Auseinandersetzung ein blutiges Ende. Brutal gehen sie gegen die Indianer vor. Diese fliehen nach Süden.

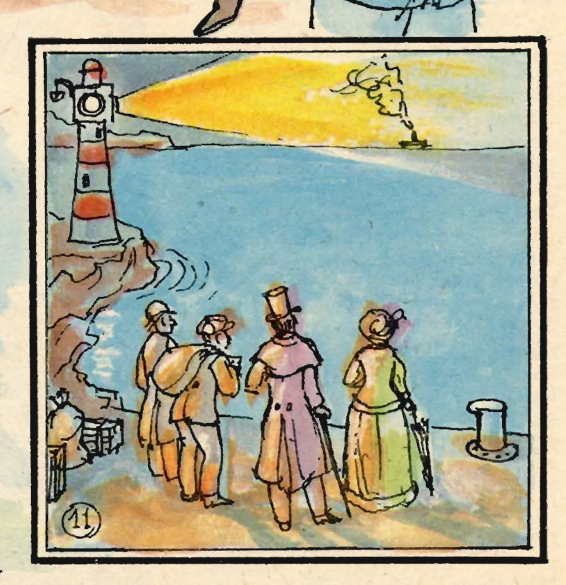
9. Die Verwundeten werden auf der Station versorgt. Maschinist und Heizer erwachen aus der Ohnmacht und kehren mit der Lokomotive zurück. Die Reise kann fortgesetzt werden, doch drei Passagiere, darunter Passepartout, sind in die Hände der Indianer geraten. Phileas Fogg, ein Sergeant und dreißig Mann von der Truppe nehmen die Verfolgung auf. Passepartout wird befreit. Als Fogg, von Auda sehnsüchtig erwartet, am nächsten Tag mit den anderen zum Bahnhof zurückkehrt, ist der Zug fort!







10. Der Detektiv Fix bleibt auf der Station. Er darf seinen „Bankräuber" nicht völlig aus den Augen verlieren. Der Besitzer eines Segelschlittens bietet sich an, vier Personen bei gutem Wind schnell nach Omaha zu befördern.



11. Von dort aus führt eine andere Bahnlinie über Chicago nach New York. Das Schiff nach Liverpool ist bereits vor 45 Minuten abgedampft! Alles scheint verloren.

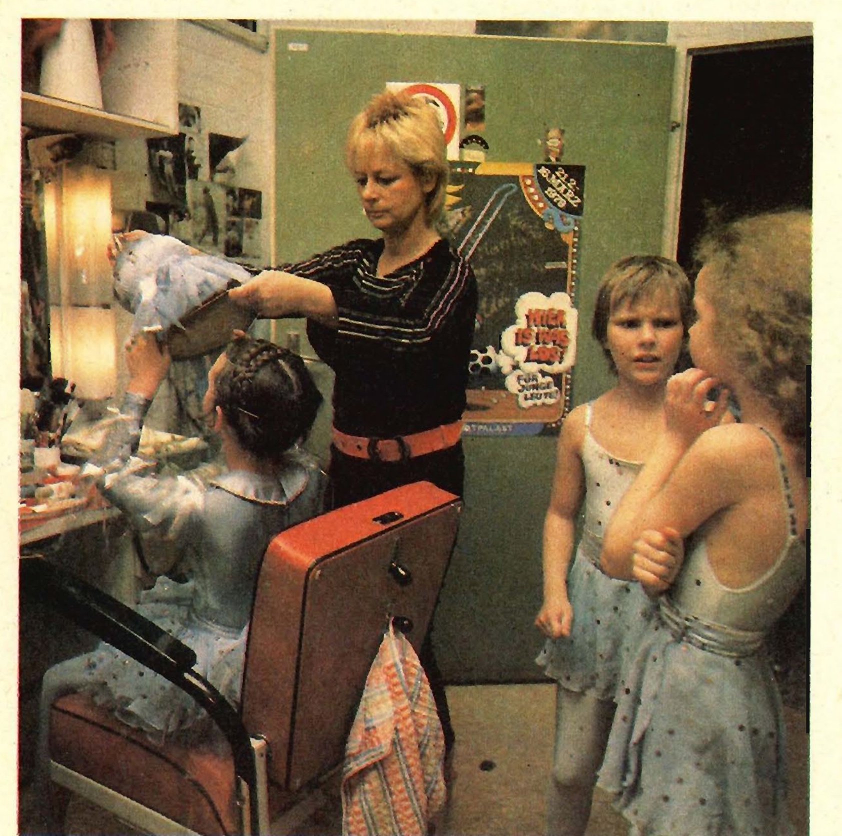
Fortsetzung folgt



Einfach zum Verlieben schön – die sattgelbe Bilderbuchsonne ist mit dem ersten Vorhang aufgezogen. Neben ihr thront die zum Platzen dicke Regenwolke. Von einem Hügel herab winken die Farbenkinder. Sie sind die Kinder des Regenbogens und wie sieben mal sieben Riesen stark. Gemeinsam erproben sie ihr Kraftgeheimnis. Es wirkt wie ein Wunder. Wie schön wäre alles, wenn Gru-Gru nicht wäre. Gru-Gru, der mit allen trüben Wassern Gewaschene. Er will die Farben der Welt und natürlich die Farbenkinder. Dienstbare Geister sind ihm dabei zu Willen. Ergebene Diener, wie Rochus und Lunte, auch die Sturmhexe. Sie wird zur ersten bösen Hilfe, verstreut die Farbenkinder direkt von der Regenbogenwiese in alle vier Winde. An leichtes Spiel mit den Umherirrenden glaubt Gru-Gru. Seine Farbenpläne jedoch, sie sind auf Sand gebaut, denn es gibt Benjamin, den Erfinder des Supersonnenregenschirms mit seinem geflügelten Zauberwort vom „Geht nicht, gibts nicht!" Und es gibt Quingel, seine Freundin. Auf der Suche nach den Farbenkindern meistern beide jede Notlage. Inmitten spukender Gestalten landen sie im Geisterschloß und in Windeseile erfindet Benjamin die Windmaschine gegen Spuk und Nebelgeister. Damit wird augenblicklich Platz auf der Bühne für Seine Majestät, den Eiszapfenkönig. Doch Vorsicht in seinem Reich! Schon ein Sonnenstrahl kann es zum Schmelzen bringen. Eisige Tränen befiehlt er deshalb. Die Bühnenbilder wechseln. Im Scheinwerferlicht erscheint Kunkelunk, der Affenfürst. Benjamin aber überlistet auch ihn. Überhaupt – Benjamin! Höchstpersönlich mischt er sich unters Publikum und inzwischen verschleppt Gru-Gru die Farbenkinder zu den Piraten. Doch schließlich und endlich jedoch geht noch alles gut aus und mit Hilfe der Zuschauerkinder finden alle wieder zusammen. Der letzte Vorhang fällt. Die Vorstellung ist zu Ende. An ihrem Anfang steht für jeden der kleinen Darsteller eine

Maskerade

Extra für den Heißhunger der Regenbogenkinder hat sich die Küche des Friedrichstadtpalastes etwas Besonderes einfallen lassen. Pommes frites und Sahnebaisers sind reichlich im Kantinenangebot. Erst die Bühnenarbeit, dann das kulinarische Vergnügen, heißt eine der Kinderrevueregeln. So stürmen sie, je nach Auftritt in den Bildern, mit gezücktem Hausausweis durch den Bühneneingang geradewegs in die Arme von Frau Grube, der pädagogischen Ensembleorganisatorin. Der Bus, die Straßen- oder S-Bahn bringt sie, oft noch mit der Schulmappe auf dem Rücken, zu ihren Regenbogenauftritten am Nachmittag in den Friedrichstadtpalast. Etwa zur gleichen Zeit begibt sich Herr Bänisch, der Chefmaskenbildner des Hauses, in das Erdgeschoß, um wie gewohnt, bei Perücken, Farben und Schminke nach dem Rechten zu sehen. Neunzig bis 120 Perücken, diversen Kopfputz, lange und kurze Bärte hatte die Maske für den Regenbogen fertigzustellen. Herrn Bänischs Wege kreuzen braungegerbte Gesichter, blauäugige Gestalten. Die ganze kostümierte Schar wartet auf ihre Masken. Innerhalb von 15 Minuten muß die Verwandlung erfolgt sein. „Antreten zum Rougeempfang!" Frau Hoffmann gibt das Schminkkommando. Gleich scharenweise brodeln die Wartenden herein. Die sechs Maskenbildnerinnen verordnen bewährte Rezepte. Haarklemmen gegen aufquellende Zopfschlangen, Stirnbänder zum Schutz vor herabgleitenden Häubchen. Einem der Regenbogenpiraten wächst gerade ein „Bühnenveilchen". Erschrocken über sich selbst, entfährt ihm ein gellender Pfiff. Pfiffe sind die Unglücksraben des Theaters und Frau Hoffmann klopft dreimal gegen das Holz des ihr am nächsten stehenden Perückenkopfes. Bühnenglück braucht auch ein Regenbogen, und was später leichtfüßig im Rampenlicht erscheint, beginnt mit einem



Einmaleins auf leisen Sohlen

Zum Ballettsaal, 3. Stock, verkündet der Hauswegweiser. Gedämpfte Klaviermusik weht dem Neugierigen entgegen. Hier arbeiten Frau Arenkens, die künstlerische Leiterin der Kindertanzgruppen, und Frau Schmidt, eine zweite Tanzpädagogin.

Zweimal wöchentlich trainieren die Ballettkinder.
Über eine Annonce sind sie zum Eignungstest gekommen, haben ihn und die zweijährige Probezeit gut bestanden. Große Teile ihrer Freizeit verbringen sie hier, entdecken sich dabei und schmieden mitunter auch Pläne für einen künstlerischen Beruf.
Ehemalige Ensemblekinder sind bereits zu ansehnlichen Bühnentänzerinnen herangewachsen. Die Mädchen verteilen sich gleichmäßig an der umlaufenden Ballettstange. Die Gesichter zu den Spiegelwänden, stehen sie kerzengerade. Auf exakte Kommandos von Frau Arenkens beugen sich 22 Oberkörper wie über Balkonbrüstungen nach vorn. Präzise sind die Ausführungen, Fortschritte gut zu erkennen. Dann schreiten die Gruppen graziös, präsentieren sich ungezwungen. Abschließend kommen gerötete Gesichter im Halbkreis zusammen. Frau Arenkens wertet das Training aus. Ihre Augen suchen bereits wieder gleichgroße Partner für einen neuen Tanz. Ferien vom Ensemble machen will hier niemand. Dazu „lernen" alle viel zu gern und gern erinnern sie sich an ihren turbulenten . . .

Abschied vom Regenbogen

Ein bitterkalter Januartag. Der letzte Regenbogennachmittag im Friedrichstadtpalast. Ein großer Spaß beginnt. Dickgepolsterte Kissenbäuche schieben die kleinen Darsteller vor sich her. Auf unzähligen Puderwangen blühen zarte Schminkblümchen. Die Maske hat wie immer ihre Hände mit im Spiel. An allen Bühnenecken fröhliches Lachen. Abschiedsstimmung, Regisseur Volkmar Neumann, hat diese genehmigt. Die Spaßmacher auf den Bühnenbrettern zwinkern sich gegenseitig zu, denn Können und Sicherheit ist ihnen eigen, den nahezu 100 Mitgliedern des Kinderensembles im Friedrichstadtpalast.
Das Schlußbild naht. Noch einmal strahlt der Regenbogen in seinem vollen Glanz. Die Blicke der kleinen Künstler gehen zu den Seitenbühnen und zum Inspizientenpult, wo Frau Flemming, die Leiterin des Kinderensembles und Gaby Seyfert, die Leiterin der Eistanz- und Bassinkinder, oft stehen. Bei ihnen und allen den fleißigen Kollegen vor und hinter den Kulissen wollen sie sich in diesem Moment bedanken, denn ohne sie wären ihre Auftritte bei weitem nicht so erfolgreich.

Ralf Kegel

Liebe FRÖSI-Leser!
Und schon steht „Die Sonne", eine neue Kinderrevuepremiere, vor der Tür . . .

Zeichnung: Ingrid Böttcher
Fotos: Wolfgang Türk



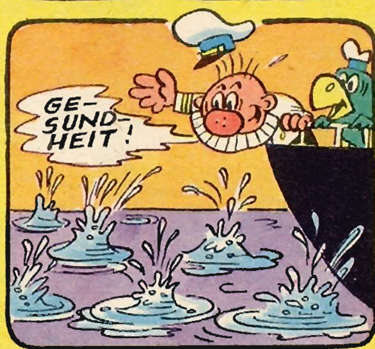






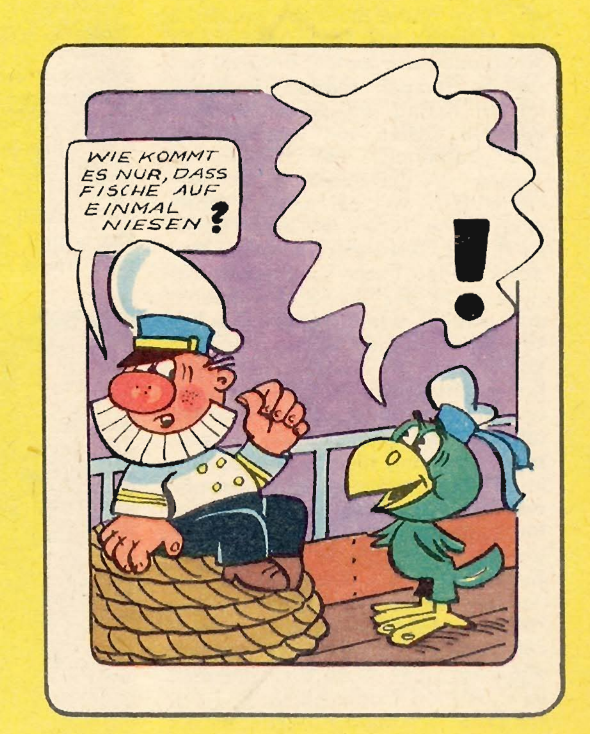






FRÖSI-SPASS

Vielleicht waren sie zu lange im Wasser . . . Mit der Wahrheit wird Koko natürlich nicht herauskommen. Also: Welche lustige Antwort gibt er unserem Kapitän? Schreibt sie auf eine Postkarte. Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", Kennwort: Hatschi, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Wie immer werden Zuschriften veröffentlicht und mit „Frösi"-Souvenirs belohnt.



Zeichnung: Horst Alisch



1

Die Säulen von Korinth (TEIL 2)

Reiseeindrücke aus Griechenland von Karl Barth

Die einstige Größe von Korinth im antiken Griechenland läßt sich heute nicht mehr erahnen. Korinth, das war: eine reiche Stadt der Kaufleute und Händler, der Teppichweber und Schiffbauer, das waren kunstvoll gestaltete Tempel, Märkte, Brunnenbauten. Korinth, das ist: ein Ruinenfeld mit Resten von Tempelsäulen und Torbögen, im Hintergrund Akrokorinth, der Burgberg, und wenig entfernt von der antiken Stätte eine kleine Industrie- und Hafenstadt. Die Bewohner in dieser Gegend fangen Fische und haben tatsächlich in der Sonne Weinbeeren ausgebreitet, damit diese zu den bekannten Korinthen trocknen.

Korinth, das ist natürlich auch: der Kanal. Zusammen mit einer Jugendtouristgruppe stehe ich auf der Autobrücke, die – ebenso wie ein weiterer Übergang für die Eisenbahn – in 52 Meter Höhe die Wasserstraße zwischen Ägäischem und Ionischem Meer überspannt. Meine Ehrfurcht gehört denen, die in zwölfjähriger Bauzeit den 6,4 Kilometer langen und 24 Meter breiten Kanal schufen. 1893 wurde der Durchstich durch das Felsgestein vollendet. Mehr noch als diese Tat aber, finde ich, verdienen jene Sklaven Hochachtung, die sich vor Zeiten geschunden haben, um mit Hilfe von Rollen die Schiffe samt deren Ladungen nach oben zu ziehen, sie auf die andere Seite zu bringen und dort wieder ins Meer hinabzulassen. Immerhin waren die alten Korinther so erfinderisch wie geschäftstüchtig, den Kaufleuten auf diese Weise fast 350 Kilometer Umweg um den ganzen Peloponnes zu ersparen.

Zwar soll schon zu Beginn unserer Zeitrechnung Kaiser Nero mal einen ersten Spatenstich für den Durchbruch des Isthmus, der Landenge, getan haben. Aber ehe der schmale Kanal passierbar war, vergingen dann doch 18 Jahrhunderte. Für kleine und mittlere Schiffe erfüllt er noch heute seinen Zweck.

Auf den kargen Hängen weiden Ziegen. Unter der grau-roten Erde verbergen sich Bauxitminen. Die Straße, auf der wir nach Delphi unterwegs sind, windet sich serpentinenartig um die Berge. In den Dörfern fallen uns Häuser auf, deren oberes Stockwerk auf dem alten Gemäuer sichtlich frisch aufgesetzt ist. Das ist die „Mitgift" für die Töchter, wenn sie erwachsen werden, erklärt uns Despina, die unsere Gruppe begleitet. Je mehr Kinder, desto höher die Häuser. Die Eltern möchten, daß der Familie für Haus und Hof keine Arbeitskraft verlorengeht.

Dann öffnet sich der Blick auf die berühmte Stätte des Orakels. Wie ein riesiges Amphitheater liegt Delphi in einer Talsenke am Südabhang des Parnaßgebirges, dessen höchster Gipfel 2457 Meter erreicht. Apoll, Sohn des Zeus und Gott des Lichts, so geht die Sage, soll am Ort des Orakels einst die heilige Pythonschlange besiegt und Pythia zu seiner Priesterin berufen haben. Diese weissagte fortan in Apolls Namen. Ihren Sitz hatte sie in einem Tempel, nahe einem Erdspalt, aus dem geheimnisvolle Schwefeldämpfe aufstiegen.

Da kamen Herrscher und befragten das Orakel, ob die Zeit für eine Schlacht gut sei. Kaufleute ließen sich die Aussichten für Geschäfte prophezeien, und Bauern wollten wissen, welche Ernte sie erwarten können. Pythia indes hatte, bevor sie ihren Spruch verkündete, durch im Tal postierte Spione, ja sogar durch Agenten in anderen Ländern, schon einmal Erkundigungen über die Ratsuchenden einziehen lassen. Mit solcher Kenntnis versehen, hörten sich ihre mehrdeutigen Flunkereien ganz glaubwürdig an. Da man als Entgelt dem Gott natürlich ein Geschenk darbringen mußte – mal Gold oder andere Schätze, mal Opfertiere häufte sich ein schöner Reichtum an, und Delphi wurde zu einer Art „Zentralbank" des Altertums. Die größenwahnsinnigen Priester bestimmten den Ort kurzerhand zum Nabel der Welt, wovon ein steinerner Kegel noch heute kündet.

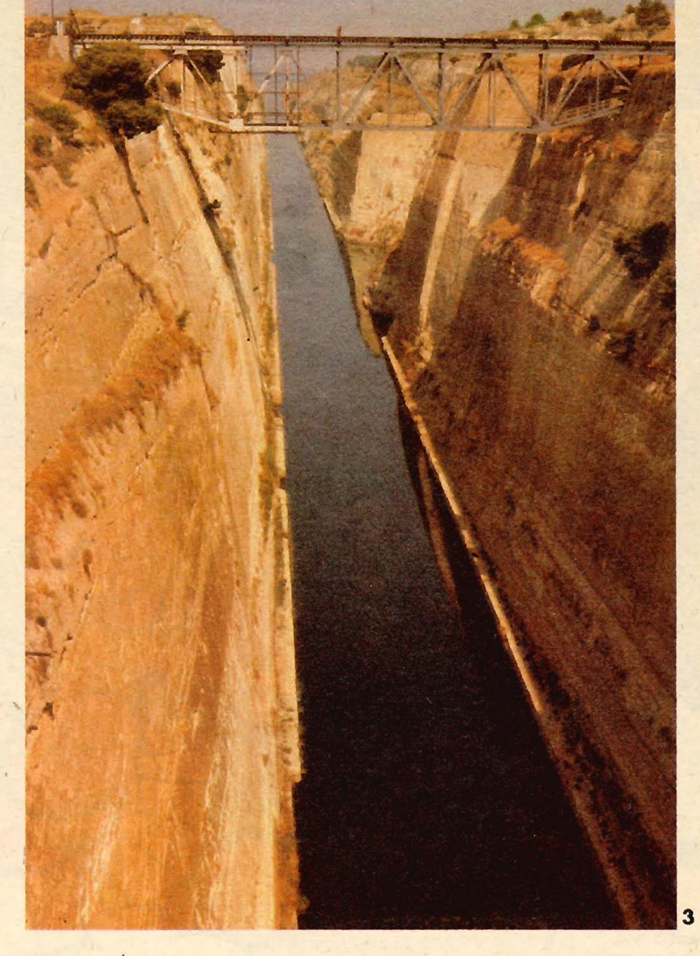


2

Auch die Reste des Theaters und des Stadions erinnern an die Zeit, als sich hier ein blühendes Zentrum der Kultur befand.
Von den Tempeln und Schatzhäusern ist außer einigen Säulen nicht mehr viel zu sehen. Was nach mehreren Raub- und Eroberungszügen noch an Skulpturen und wertvollen Weihgeschenken geblieben ist, bewundern wir im Museum.
Pythia konnte den Untergang Delphis nicht aufhalten, und Despina bemerkt, sie halte nicht viel vom Orakel. Nicht nur, weil es Frauen untersagte, ihm Fragen zu stellen. Vor allem, weil besser beraten ist, wer sich in den großen und kleinen Dingen des Lebens auf seine eigenen Einsichten und Kräfte verläßt. Und darin sei sich die griechische Jugend heute durchaus einig.



Am Abend, bevor wir uns von unseren griechischen Freunden verabschieden, steht ein Besuch in der Plaka auf dem Programm. Die Plaka – das ist die Altstadt zwischen lichterflirrender, verkehrslärmender Hektik im Athener Häusermeer und antik-majestätischer Akropolis. Von hier aus wuchs Athen in die Breite, nachdem es vor reichlich 150 Jahren zur Hauptstadt wurde. Damals zählte man 3 000 Einwohner. Inzwischen leben, wenn man die Vororte hinzurechnet, an die vier Millionen in der Metropole, etwa zwei Fünftel aller Griechen.
Die Plaka hat etwas Faszinierendes. Enge Gassen, schmale Treppen, niedrige Häuser. Die Balkone sind blumengeschmückt und von Weinreben umrankt. Ein Laden am anderen. Verkäufer, die dich – hast du erst einmal Neigung gezeigt, dich auf Handel einzulassen – nicht mehr aus ihren Fängen lassen. Jeder achte Grieche, sagt die Statistik, lebt auf irgendeine Weise vom Handel. Handwerker bieten Gestricktes und Gewebtes an, Geformtes aus Ton und Messing, manches Nützliche und allerlei Trödel.
Wir lassen uns draußen vor einem kleinen Lokal nieder. Der Wirt hat Tische und Stühle zu beiden Seiten der Straße aufgestellt. Mittendurch schlängeln sich Taxis mit Touristen, die offenbar weit kostspieligere Tavernen zum Ziel haben. Trotz des hereinbrechenden Abends sind die Temperaturen jetzt im September noch immer wie bei uns im Hochsommer. Da schmeckt ein kühles Bier.
Bis weit in den Nachmittag hinein fließt das Leben hier nur träge dahin. Die Mittagshitze zwingt zur Siesta, und selbst der Obsthändler, der sonst lauthals seine saftigen Pfirsiche anpreist, streckt sich dann auf dem Pritschenwagen lang aus, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Von Mittagsruhe ist inzwischen nichts mehr zu spüren. Nebenan spielt ein Kurzberockter den Dudelsack. Ein Langmähniger entlockt seiner Flöte Töne. Aus einer der Tavernen dringen Sirtakiklänge an unser Ohr.
Vor ein paar Jahren noch drohte das romantische Fleckchen vom touristischen Vergnügungsgeschäft aufgefressen zu werden. Die griechische Regierung sorgte dafür, daß Fassaden renoviert, einige allzu bunte Nachtklubs geschlossen, Fußgängerboulevards angelegt, historische Gebäude unter Denkmalschutz gestellt wurden.
Wir kommen mit Stratos ins Gespräch. Er wird uns als Künstler unter den Töpfern vorgestellt. Zusammen mit seinem Schwager formt er Krüge, die man hier Amphoren nennt, und Figuren der griechischen Sagenwelt. Manchmal bilden sie auch die Statue der Schutzgöttin Athene nach, die vor dem Raub durch die Perser im Parthenon-Tempel stand. Welcher Tourist erliegt nicht dem Drang, ein Stück Antike mit nach Hause zu nehmen?
Übrigens, so meint Stratos, seien die griechischen Götter von sehr menschlicher Natur gewesen. Was sie taten, sei auch den Menschen erlaubt gewesen. Und daß er in seinem Laden in der Plaka mit den alten Göttern in Ton noch immer ein paar Drachmen verdienen könne, so Stratos, das sei doch auch ganz menschlich.


3

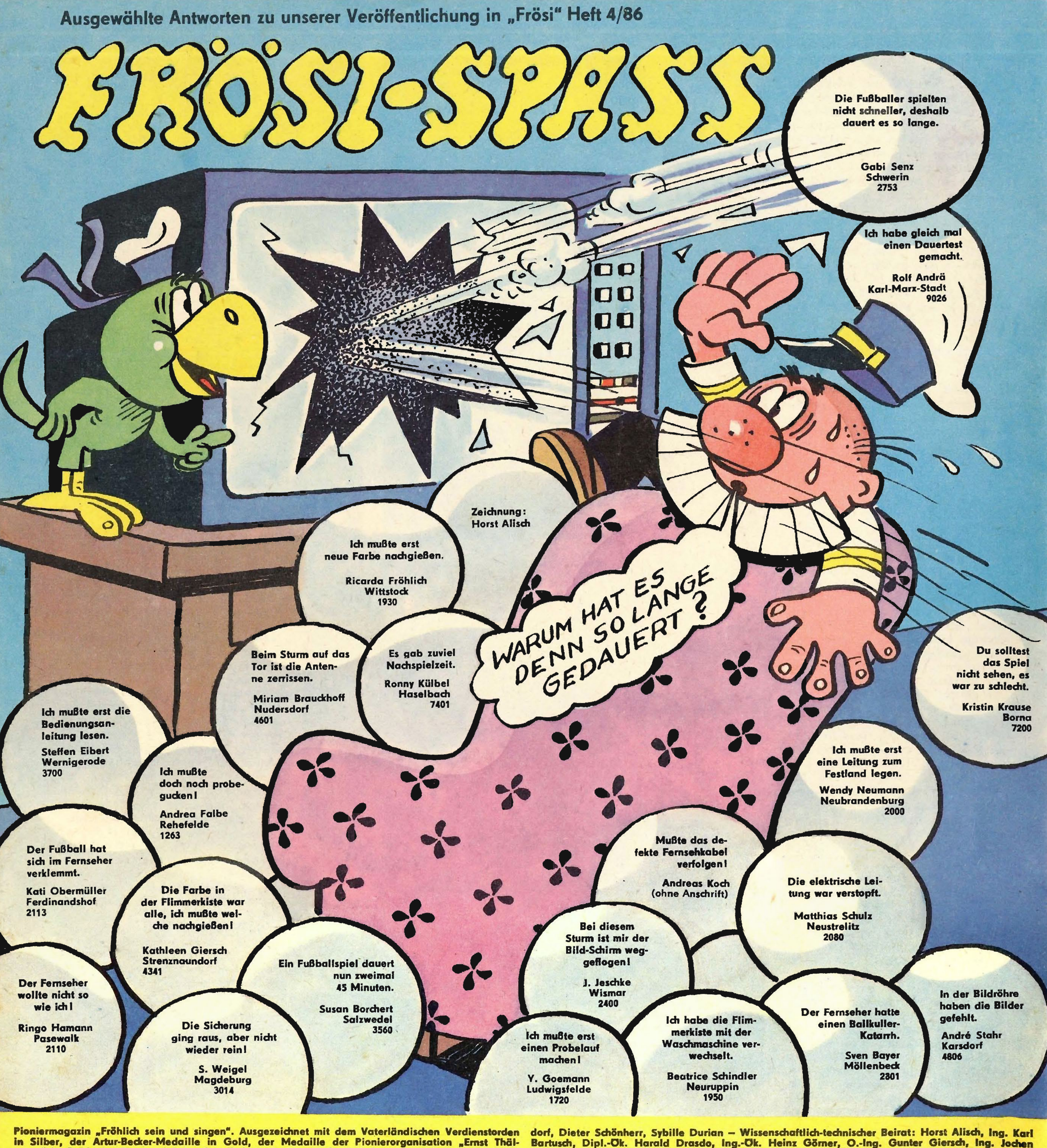

4


5


6

Zu den Fotos:

1. Tempelruine in Korinth; 2. Straße in der Plaka, der Athener Altstadt; 3. Kanal von Korinth; 4. Am Eingang zum römischen Markt von Delphi; 5. Schatzhaus der Athener in Delphi; 6. Tempel des Apoll, der Sitz des Orakels.



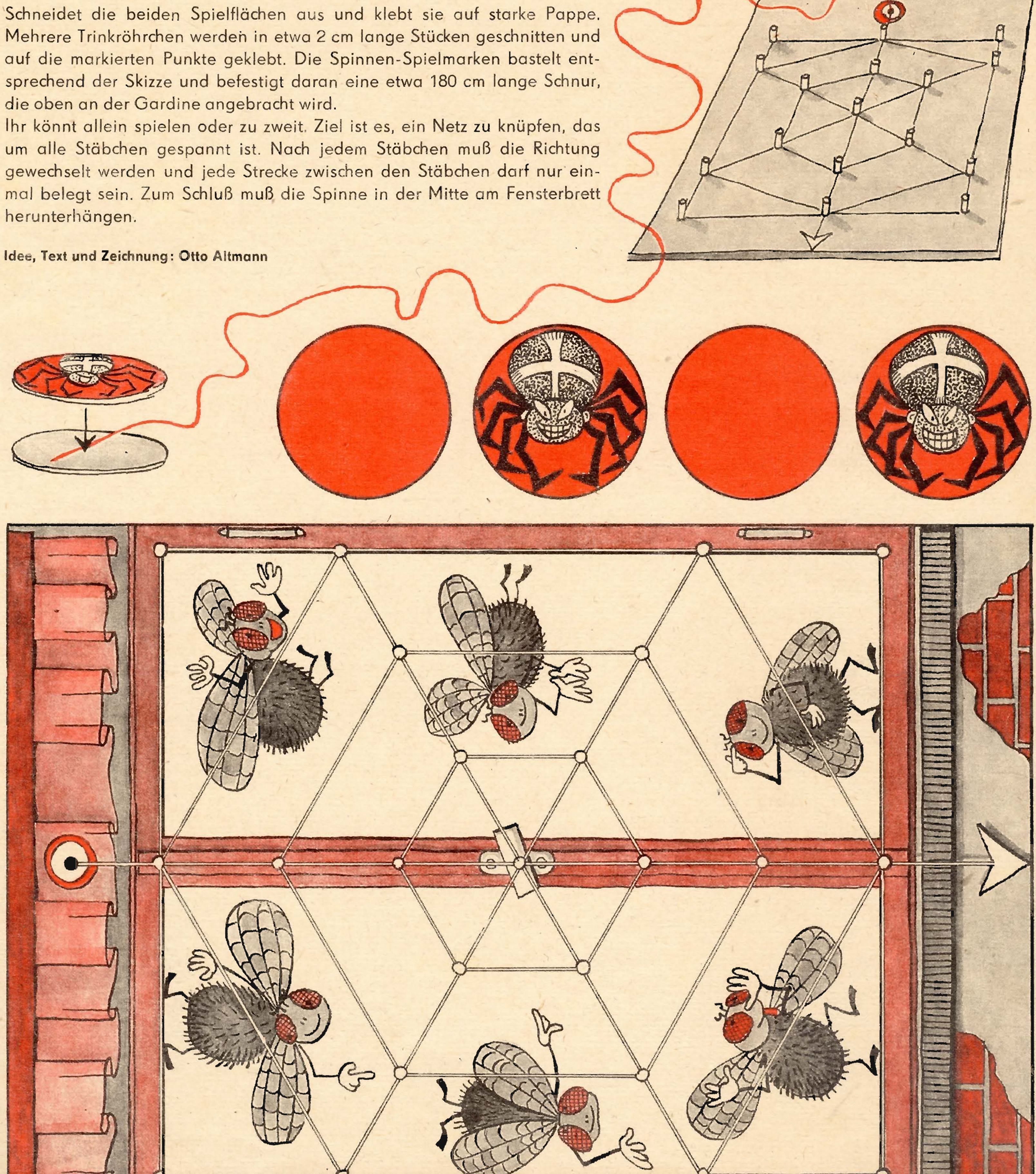
Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen“. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Gömer, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Redaktionsschluß: Juni 1986

SPINNEFIX – SPIEL

Schneidet die beiden Spielflächen aus und klebt sie auf starke Pappe. Mehrere Trinkröhrchen werden in etwa 2 cm lange Stücken geschnitten und auf die markierten Punkte geklebt. Die Spinnen-Spielmarken bastelt entsprechend der Skizze und befestigt daran eine etwa 180 cm lange Schnur, die oben an der Gardine angebracht wird.
Ihr könnt allein spielen oder zu zweit. Ziel ist es, ein Netz zu knüpfen, das um alle Stäbchen gespannt ist. Nach jedem Stäbchen muß die Richtung gewechselt werden und jede Strecke zwischen den Stäbchen darf nur einmal belegt sein. Zum Schluß muß die Spinne in der Mitte am Fensterbrett herunterhängen.

Idee, Text und Zeichnung: Otto Altmann




GÄRTNER
UND
SCHNECKE
EIN FRÖSI-WÜRFEL-SPIEL
VON JÜRGEN GÜNTHER